

Die Geschwister Birnbaum

Der Baum des Lebens

Impressum

Verlag: 2010 Kavim Books Ltd., Tel Aviv, Israel

Printed in Israel

Aus dem Hebräischen übersetzt von Gerda Steinfeld

Inhaltsverzeichnis

Kapitel 3 Wie der Abgrund

Die nächste Station: Bergen-Belsen

Die Abreise aus dem Lager, Anfang vom Ende

Wie der Abgrund

An einem Januartag des Jahres 1944 erhielt auch Familie Birnbaum die verhängnisvolle Nachricht: "Sie müssen Westerbork verlassen", wurde ihnen gesagt. Bis jetzt waren alle Juden, die mit ihnen in Westerbork waren, mit unbekanntem Ziel deportiert worden. Umlaufenden Gerüchten zufolge war das Ziel ein Konzentrationslager in Polen – Auschwitz genannt.

Wie viele andere war sich Familie Birnbaum darüber im Klaren, dass eine Fahrt im Viehwaggonzug nicht gut enden könne. Sie wussten jedoch nicht, wohin die Züge gingen. Tief im Herzen hofften sie, dass die Wirklichkeit besser sein würde als es den Anschein hatte. Als sie die Mitteilung erhielten, sagten ihnen Lageraufseher, dass das Ziel ihrer Reise Palästina sei und dass sie dort gegen deutsche Staatsangehörige, die Templer, die damals in Palästina lebten, ausgetauscht werden würden. Da die Familie Birnbaum im Besitz von Sonderzertifikaten war, war sie geneigt, es zu glauben; doch noch vor dem festgesetzten Tag ihrer Abreise erkrankten Jacob, Soni und Gina an Gelbsucht – was dabei half, ihre Abreise nach dort für mehrere Wochen zu verschieben, bis sie wieder gesund wären. Alle drei erinnern sich daran, dass sie große Mengen Marmelade essen mussten, da "Süßes gut für die Leber" sei. Jacob erzählt, dass da Soni Marmelade und Süßigkeiten überhaupt nicht mochte, er froh darüber war, auch ihre Portion zu erhalten. Zu dieser Zeit brach im "Kinderheim" eine Kinderlähmungsepidemie aus und aus diesem Grund wurde seltsamerweise der Befehl gegeben, die Abfahrt von Zügen aus dem Lager gänzlich einzustellen. Bis zum heutigen Tag können es sich die Kinder der Familie nicht erklären: "Sie wussten ja doch, dass die meisten Züge zur Vernichtung führten", sagt Soni, "weshalb hatten sie dann solche Angst vor ansteckenden Krankheiten?"

Die nächste Station: Bergen-Belsen

Die Tage vergingen, ein Tag und noch ein Tag, eine Woche und noch eine Woche – und die Kinder erholten sich nicht von ihrer Krankheit, bis dann schließlich die Nazis die Geduld verloren und beschlossen, dass die Kinder das Lager mit ihren Eltern an dem festgesetzten Tag zu verlassen hätten. Der Zug, der sie abholen kam, war ein normaler Personenzug – kein Viehwaggonzug, wie man ihn in Westerbork zu sehen gewohnt war. Ihrer Meinung nach war das ein weiteres Zeichen dafür, dass sie nicht zu dem gleichen Ziel fahren würden, zu dem die anderen gefahren waren, dass ihnen ein besseres Schicksal beschieden war und dass dies vielleicht..... vielleicht, wie die Nazis versprochen, ihre letzte Station vor dem Austausch und der Befreiung wäre. Der Zug fuhr ab.

Von den Fenstern des fahrenden Zuges bot sich den Kinder und ihren Eltern die Kriegslandschaft von Februar 1944 dar: Der beunruhigende Anblick bis auf den Grund zerstörter Städte, Häuser, von denen nur noch eine einzige Wand stehen geblieben war, und verkohlte und gefällte Bäume. Über diese Bilder schwebte die passende Musik: Ohrenbetäubende Kanonensalven, Bombardierungen – zwar nicht aus nächster Nähe, aber trotzdem, jedes Mal, wenn das Getöse einer derartigen Feuersalve zu hören war, hielten die Kinder den Atem an und blickten angstvoll auf ihre Eltern.

"Was passiert, wenn eine Bombe auf ein Haus fällt?" – fragte eines der Kinder Peppi. "In so einem Fall", antwortete ihnen ihr Vater offen, "fliegt alles in die Luft und zerfällt in kleine Teile". – "Sogar Menschen?" fragten die Kinder weiter mit Nachdruck. Ihr Vater log ihnen nichts vor: "Ja, sogar Menschen". Dieses schwere und erschreckende Bild ließ Susi, die damals etwa zehn Jahre alt war, vor Grauen in sich zusammensinken. Von diesem Moment an wagte sie es nicht mehr, aus dem Fenster zu sehen.

Der Widerhall der schweren Bombardierungen und der Anblick der Trümmerhaufen, die einmal Städte voller Leben waren, begleiteten die

Zugreisenden während der ganzen Fahrt. 24 Stunden dauerte die Fahrt: einen Tag und eine Nacht. Bei jedem Halt verteilten sich die Soldaten rings um den Zug und zingelten ihn ab, um sicher zu gehen, dass niemand entkam. Wie Familie Birnbaum, besaßen die meisten der mit ihnen im Zug Reisenden die gleichen Zertifikate wie Familie Birnbaum oder ausländische Reisepässe – hauptsächlich nord- und südamerikanischer Staaten. Auch die anderen Zugreisenden waren durchaus davon überzeugt, dass ihnen diese Dokumente helfen würden. Doch alle diese Hoffnungsschimmer zerplatzten in dem Moment, in dem der Zug an der Endstation hielt, in der Nähe des KZ-Lagers Bergen-Belsen in Deutschland. Als sie aus dem Zug stiegen, ergriff alle völlige Panik: Vor ihnen stand eine Reihe deutscher Soldaten, die wild brüllten und fürchterlich fluchten. Das Brüllen und Fluchen richtete sich ausschließlich auf die Angekommenen. Neben den deutschen Soldaten standen große, nervöse Jagdhunde, die markerschütternd bellten. Dieser "Empfang" zerstörte sofort die Illusionen, die die Nazis in Bezug auf den besonderen und privilegierten Charakter des KZ-Lagers Bergen-Belsen in ihnen erweckt hatten. Alle begriffen sofort, dass dies nicht gerade der Weg nach Erez-Israel war, wie man ihnen in Westerbork zugesagt hatte. Mehr als das: genau dort, an der Rampe von Bergen-Belsen, wurde allen klar – auch den kleinen Kindern der Familie Birnbaum – dass sie vor einem tiefen Abgrund standen. Einem sehr tiefen Abgrund.

Über die Deportierung aus Westerbork und die Ankunft in Bergen-Belsen schreibt der Vater der Familie in seinen Memoiren:

Der Großteil der holländischen Juden wurde sofort von Westerbork in die Vernichtungslager Auschwitz, Treblinka, Sobibor u.a. verschleppt. Dort wurden sie sofort vernichtet und vergast. In Bergen-Belsen befanden sich deshalb die großen Diamantenhändler, wie Ascher, Lissauer und andere, sowie die Inhaber von kleineren Diamantenschleifereien; die Nazis wollten sie bestehlen. Andere, wie Rabbiner oder Menschen wie wir, wurden nur deswegen nach Bergen-Belsen deportiert, weil die Nazis ihre Absicht verschleiern wollten – die Absicht, sich der holländisch-jüdischen Diamantenindustrie zu bemächtigen.

So geschah es, dass dank der Gnade Gottes, die Organisatoren der Transporte in die Vernichtungslager die Idee hatten, auch uns nach Bergen-Belsen zu bringen, obwohl wir keinerlei Verbindung zu Diamanten hatten, die die Nazis in ihren Besitz

bringen wollten. Unsere "Diamanten" waren die Kinder und Juden und die bemühten wir uns mit unseren schwachen Kräften vor dem Vernichtungsplan der Nazis zu retten. Unsere private Vorsehung von oben richtete es so ein, dass gerade uns diese Aufgabe auferlegt wurde und wir bedauern es nur, dass der Erfolg nicht so war, wie wir es gewollt hatten. Wie man über Pharaone berichtet, die im Blut jüdischer Kinder badeten, weil sie glaubten, auf diese Weise ihre Leprakrankheit zu heilen, so auch die Nazis. Von blindem Hass durchdrungen und ohne Erbarmen, trennten sie jüdische Kinder von ihren Eltern, ohne Rücksicht auf ihr Alter und auf die Anzahl der Kinder einer Familie, schleppten sie sie in die Gaskammern und töteten sie auf grausamste Weise. Es schmerzte uns sehr, als wir Westerbork verließen, die leeren Schlafplätze in der Kinderbaracke zu sehen. Es wurde uns bewusst, wie hilflos wir gegen diese Unmenschen waren, die als Angehörige eines Kulturvolkes galten, und dass es Menschen gab, die dazu bereit waren, es ihnen gleich zu tun und sich dieser Mördergruppe anzuschließen.

Alle Koffer der Zugreisenden und damit auch der geringfügige Besitz der Familie, wurden auf einen Haufen geworfen, der sich von Minute zu Minute höher auftürmte. Dann wurde allen der Befehl gegeben, in der ihnen bezeichneten Richtung zu Fuß zu gehen. Sechs Kilometer marschierten sie – kleine Kinder, Frauen, Alte – und als sie durch das Tor zu Bergen-Belsen traten, begann sich das wahre Gesicht des tiefen Abgrunds, den sie wenig vorher zum ersten Mal zu Fühlen bekamen, in seiner ganzen Abscheulichkeit zu offenbaren; mit auf sie gerichteten Gewehren wurden die Menschen – Männer, Frauen, Alte und Kinder – gezwungen, sich nackt auszuziehen. Ihre Bekleidung wurde zur Desinfektion gebracht. Die Menschen führte man zu Duschen. Dann gab man ihnen ihre Bekleidung zurück. Nie wird Soni diese schrecklichen Minuten vergessen: Sie war damals 15 Jahre alt – ein heranwachsendes junges Mädchen, Tochter einer religiösen jüdischen Familie. Und noch etwas kam zu der Panik dieses entsetzlichen Augenblicks des Duschens hinzu: Als sie unter der Dusche stand, bekam Soni zum ersten Mal ihre monatliche Regel. Sie war sich der Gefahr bewusst, die ihr von den bewaffneten deutschen Soldaten drohte, und blieb hilflos stehen, nackt und blutend, vor den Augen der deutschen Soldaten. "Danach, sagt sie, "während der ganzen Zeit, die wir im Lager waren, bekam ich die monatliche Regel nicht mehr. Keine Frau bekam ihre monatliche Regel im KZ-Lager".

Hungrig, durstig, verstört und zu Tode verängstigt – wurden Männer und Frauen getrennt und in gesonderten Zonen des KZ-Lagers untergebracht. Sie wurden in große Baracken eingewiesen, in denen Reihen von dreistöckigen Schlafpritschen aufgestellt waren. Die Menschen legten sich auf diese Pritschen, eng aneinander gedrängt. Die Überfüllung war entsetzlich. Die Bretter der Pritschen lagen in Abständen von ca. 15 Zentimeter und mehr. Strohmattentzen bedeckten die Bretter. Beim Liegen musste man jede unnötige Bewegung vermeiden, damit sich kein Brett verschob und im Pritschenbett ein Loch entstand. Tagsüber wurden die Tore geöffnet, die das Männerlager vom Frauenlager trennten. Die Familie konnte sich dann treffen oder zumindest einander sehen. Jacob und sein Vater wurden in das eine - und die Mutter mit den anderen Kindern in das andere Lager geschickt.

Soni sah sich mit der neuen Wirklichkeit konfrontiert und erlebte sie sehr traumatisch, aber nicht nur Soni: Alle Familienmitglieder sahen sich dem Ungeheuer gegenüber und fühlten am eigenen Körper die Berührung seiner widerlichen Hand. Schon an ihrem ersten Morgen im Lager sah Jacob – damals kaum 13 Jahre alt – ein schwer zu ertragendes Schauspiel – und nicht nur für einen Jugendlichen seines Alters: Er war gerade erst aufgewacht und seine Knochen schmerzten noch von der Nacht in seinem neuen Bett. Wie erwähnt, bestand das Bettgestell aus einem Holzrahmen, auf dem der Breite nach einzelne Bretter und Strohsäcke lagen, die zwischen den Brettern durchsackten. Dieses Bett erinnerte ihn an das Sündenbett, worüber er in den Bibelstunden, die er in Westerbork erhielt, gelernt hatte. Plötzlich hörte er ein leises Stöhnen aus dem unteren Stockwerk. Jemand stöhnte dort schwach, und das Stöhnen beunruhigten den Jungen, gerade weil es so leise war und wegen der Verzweiflung und dem Schmerz, die er aus dem Stöhnen heraushörte. Als er nach unten blickte, sah er einen alten Mann in einer großen Blutlache liegen. Der alte Holländer hatte versucht, aus dem Leben zu scheiden, indem er sich die Pulsadern aufschnitt. Er wurde sofort in die Krankenstube gebracht und starb eine Woche später. Der Anblick des sich in seinem Blut wälzenden alten Mannes und das gequälte, verzweifelte Stöhnen eines Mannes, der seinem Leben ein Ende setzte, blieben dem Jungen noch lange Zeit in Erinnerung. Sonis und Jacobs erste Konfrontation mit der Wirklichkeit ihres neuen Lebens – wenn auch verschieden – war mit Blut verbunden; vielleicht um ihnen

anzudeuten, dass von jetzt an ein Menschenleben weniger Wert hatte; dass das Blut im Todeslager Bergen-Belsen verschwenderischer fließen werde als Wasser.

In der ersten Nacht quälten sich alle, in dem Versuch, ihren Körper an die unmenschliche Holzpritsche zu gewöhnen, an die Enge, den Verlust der Privatsphäre; doch in den folgenden Tagen wurde ihnen zu ihrem Entsetzen bewusst, dass dies nur der Anfang ihres Leidensweges war.

An ihrem ersten Morgen in Bergen-Belsen wurde jedem eine Scheibe Brot und etwas zu trinken ausgeteilt. Mittags gab es Suppe, die eigentlich nur farbiges Wasser mit etwas Steckrüben darin war. Alle verschlangen sie mit großem Appetit. Der Hunger setzte allen zu. Aber ihre Mami begriff sofort, worauf es ankam; sie teilte daher die Brotportion in kleine Portionen, die sie ihren Kindern den ganzen Tag über austeilte – im Gegensatz zu anderen, die das Brot sofort verschlangen.

Wenige Tage nach ihrer Ankunft an diesen entsetzlichen Ort erkrankte Susi – sie war noch keine zehn Jahre alt – an Kinderlähmung. Dann erkrankte ihr ein Jahr älterer Bruder Zvi an dieser gefährlichen Krankheit. Beide Kinder wurden sofort in eine Isolierbaracke gebracht. Dort unterzog man sie sehr schmerzhaften Lumbalpunktionen. Das Untersuchungsergebnis ergab, dass sie tatsächlich an Polio erkrankt waren. "Ich erinnere mich, dass mich jemand mit Gewalt auf seinen Knien festhielt und jemand anders mir eine Nadel in die Wirbelsäule stieß", erinnert sich Zvi.

Später steckte sich Gina mit der Krankheit an – wie die Lumbalpunktion ergab, der auch sie sich unterziehen musste. "Zu der Zeit hatte ich Gelbsucht", erzählt sie, "und bei der Untersuchung wurde festgestellt, dass ich keine Reflexe hatte – was den Verdacht erweckte, dass auch ich an Polio erkrankt war; daraufhin wurde ich unter entsetzlichen Bedingungen gewaltsam festgehalten und gebogen, als wäre ich ein lebloser Gegenstand und nicht ein Mensch. Der Arzt führte ohne Narkose oder irgendein Betäubungsmittel eine Nadel in die Wirbelsäule ein....". Die entsetzlichen Schmerzen, die ihr die Untersuchung damals, vor über sechzig Jahren, zugefügt hatte, kamen erneut wie eine Welle über sie und nahmen von ihr Besitz. Dieser furchtbaren Schmerzen wegen weigerte sich Gina noch Jahre später, Einspritzungen zu erhalten.

Von allen Kindern litt nur Susi an den gefährlichsten Symptomen der Poliokrankheit. Beide Beine des kleinen Mädchens waren gelähmt und sie konnte

sie nicht bewegen und natürlich auch nicht gehen. Die einzige Behandlung, die sie erhielt, war, ihre gefühllosen Beine auf ein Holzbrett zu binden, um eine Deformierung der Beine zu verhindern. Lange Zeit musste die unglückliche Susi in dieser Situation liegen. Negative, beunruhigende Gedanken schossen ihr durch den Kopf. Mehrere Wochen lang waren die drei kranken Birnbaum-Kinder in einem abgesonderten Gebäude, zusammen mit anderen Kindern untergebracht, die an verschiedenen ansteckenden Krankheiten litten. Susi erinnert sich, dass ein Junge namens Schlomo Samson sie auf den Armen dorthin trug.

"Es war Winter und ich war mit einer Decke zugedeckt. Ein deutscher Offizier brüllte ihn an; als er jedoch hörte, dass ich Polio hatte, ließ er zu, dass ich in die Krankenstube gebracht wurde – anscheinend, weil er Angst hatte, sich mit der Krankheit zu infizieren", erzählt sie. Alle Drei wurden in einem Zimmer untergebracht, da nur sie an Polio erkrankt waren. Dort, erzählt Susi, bekam sie zum ersten Mal in ihrem Leben eine Migräne. Die Isolierbaracke befand sich am Rande des Lagers. Von den Fenstern der Baracke aus konnte man die Wälder sehen, die sich jenseits des elektrischen Stacheldrahts ausdehnten. Deutsche Soldaten trainierten in dem Waldgebiet und führten Drillübungen aus, wobei sie begeistert Soldatenlieder sangen. Die kranke Susi, die kleine Gefangene im Häftlingslager und in ihrem Körper gefangen, der ihr nicht mehr gehorchte, blickte von ihrem Krankenbett auf den Wald – ein schönes Bild, das den ganzen Tag über vor ihrem Fenster zu sehen war. In jenen Tagen, an denen das kleine Mädchen an dem düsteren Ort vergiftete Luft, voll von grauem Staub, und den fürchterlichen Geruch des Todes einatmete, wo nicht ein einziges grünes Blättchen gedieh, sehnte sich das Mädchen nach Freiheit. Im Schlaf träumte sie immer wieder den gleichen Traum: Sie ging voller Freude in dem frischen grünen Wald da draußen spazieren. Frei, glücklich und gesund hüpfte sie auf ihren Beinen, sang fröhliche Lieder, atmete reine freie Luft... um dann enttäuscht wieder zur harten Wirklichkeit zu erwachen.

Während ihrer langen Krankheit lagen die Kinder völlig allein, weil ihre Eltern, die in einem anderen Lager waren, sie nicht besuchen durften; doch irgendwie gelang es ihrer Mutter, sie aus der Ferne zu beschützen. Bis heute ist es ihnen unbegreiflich, wie es dieser klugen, einfallreichen Frau gelang, dafür zu sorgen, dass alle drei während ihrer Krankheit jeden Tag ein Glas Milch bekamen. "Wir waren von unserer Familie völlig abgeschnitten", erinnert sich Gina, "die

Baracke war von einem hohen Stacheldrahtzaun umgeben, aber ein junger deutscher Soldat, der beinamputiert war, brachte uns täglich ein Glas Milch ins Zimmer."

"Er war ganz nett", fügt Susi hinzu, "er sah in uns keine Feinde des deutschen Volkes und ich erinnere mich, dass er sich zu uns setzte und sich mit uns etwas unterhielt. Einmal setzte er sich zu mir ans Bett, sah mich an und sagte mir: 'du siehst meiner Verlobten sehr ähnlich!' Kurze Zeit danach kam er dann nicht mehr".

Erst nachdem dieser junge Mann verschwunden war – möglicherweise weil er gefasst worden war – und als sie wieder gesund wurden, begriffen die Kinder, dass es weitgehend ihrer Mutter zu danken war, dass sie am Leben blieben. Sie knüpfte die Verbindung zu dem Soldaten an, nachdem sie anscheinend sein sanftes Wesen erkannt hatte, und bat ihn, den Kindern täglich ein Glas Milch zu bringen, da sie sonst nicht wieder gesund werden könnten.

Eines Tages, als die Kinder noch in der Isolierbaracke waren, hörten sie großen Lärm über ihren Köpfen. Die Kinder glaubten, das Lager werde bombardiert. Da erinnerten sich alle an das, was ihnen ihr Vater über die Art und das Ergebnis von Bombardierungen erklärt hatte, als sie mit dem Zug nach Bergen-Belsen fuhren. Susi, die schon damals Angst bekam, als sie dies hörte, erschreckte sich jetzt umso mehr. Und gerade in diesem Augenblick, geschah ein Wunder – etwas, was ihnen bis heute nicht klar ist: Als der Lärm am stärksten war, stand plötzlich ihre kleine Schwester Susi von ihrem Bett auf, nachdem sie lange Zeit gelähmt gewesen war und begann vor ihren staunenden Augen zu gehen.

Susi erinnert sich noch genau an diesen Vorfall: "Ich erinnere mich, dass ich am Fenster lag, neben mir lag Gina und Zviki im Stockbett über uns. Hin und wieder untersuchte man unsere Reflexe und konnte keine feststellen. Meine Beine waren wie Holzklötze, steif wie das Brett, auf das meine Beine alle paar Stunden festgebunden wurden. Eines Tages fand genau über uns ein Luftkampf zwischen zwei kleinen Flugzeugen statt. Ich war in einer derart großen Panik, dass ich schnell zu Ginschen (Gina) ins Bett kroch. Bei diesem Ereignis war ich so erschrocken, dass ich nicht das große Wunder begriff: Ich konnte meine Beine bewegen!"

Nach einiger Zeit wurden alle drei wieder gesund. Die Mädchen kehrten zu ihrer Mutter in die Frauenbaracke zurück. Damals lag eine blonde junge Frau neben ihnen; sie war hochgewachsen und hatte zwei kleine Kinder bei sich: einen Säugling

und ein kleines Mädchen. Jeden Abend, wenn sie die Kinder schlafen legte, sang sie ihren zwei bildschönen Babies ein sanftes Schlaflied vor, das sich angenehm anhörte. "Bis heute ist mir dieses Lied im Gedächtnis geblieben", sagt Susi und setzt traurig hinzu: "Kurze Zeit danach starben der Säugling und seine Mutter."

Im KZ-Lager Bergen-Belsen wurde jeden Tag ein Appell abgehalten, meistens dauerte er viele Stunden; dabei mussten die hungrigen und geschwächten Menschen in Fünferreihen strammstehen, ohne sich zu rühren. Auch Kinder mussten Appell stehen, aber weniger Stunden als die Erwachsenen. Die Birnbaum-Kinder, die auch Appell stehen mussten, erzählen, dass die SS-Soldaten, die den Appell leiteten, die Zählung durchführten und jedes Mal, wenn sie sich irrten oder sie glaubten, sich geirrt zu haben und dass ihnen Häftlinge fehlten, fingen sie die Zählung wieder von vorn an! So wurden die geschwächten und kranken Menschen, bei Kälte und Schnee, ohne Wasser und Nahrung, gequält. "Stundenlang standen wir so", erzählen die Überlebenden der Familie Birnbaum, "viele konnten es nicht bis zum Ende des Appells aushalten und sanken bewusstlos zu Boden. Einige von ihnen standen nie wieder auf, andere konnten sich nach einiger Zeit zur Baracke schleppen."

Als der Zug vor den Toren des KZ-Lagers Bergen-Belsen hielt, wurde den Zugreisenden bewusst, dass das Ziel ihrer Fahrt nicht Erez-Israel war; doch war der Plan, jüdische Flüchtlinge gegen in Erez-Israel wohnende deutsche Templer auszutauschen, im Grunde genommen keine Lüge. Der betreffende Teil von Bergen-Belsen war von vornherein als Durchgangslager eingerichtet worden und in der Hauptsache zur Internierung von Juden bestimmt, die für das "Austauschprogramm" vorgesehen waren. Schon 1942 hatte Himmler angeordnet, dass Juden aus Frankreich, Ungarn und Rumänien, die einflußreiche Verwandte in Amerika hatten, als Geiseln in KZ-Lagern unter besonderen und leichteren Bedingungen interniert werden sollten und Anfang 1943 ordnete er an, eine Liste von 1600 Juden vorzubereiten, die Familienangehörige in Palästina hatten. Demzufolge befahl das deutsche Auswärtige Amt, alle notwendigen Maßnahmen zu treffen, um deutsche Gefangene gegen Staatsangehörige feindlicher Länder "jüdischer Rasse" auszutauschen. So wurde mit der Einrichtung des Sonderlagers begonnen, in das Juden gebracht werden sollten, die bestimmten Kriterien entsprachen, nämlich: Juden mit Beziehungen zu einflußreichen Personen in

feindlichen Ländern; Juden, die gegen deutsche Gefangene in feindlichen Ländern ausgetauscht werden können; vermögende Juden oder Juden mit politischen Beziehungen; oder Leiter der jüdischen Führung, die als wirkungsvolle Geiseln dienen können. Joshua-Heschel und Henia-Gittel standen auf der großen Liste von 1300 Personen aus Bergen-Belsen, die teilweise palästinensische Pässe oder ähnliche Zertifikate besaßen. In den ersten Wochen ihres Lageraufenthalts wurde jedoch eine engere Liste von ca. 300 Männern und Frauen aufgestellt, die in die Austauschliste kommen sollten. Im Laufe dieser Zeit hoffte die Familie auf ein gutes Ende. Joshua-Heschel betete, hoffte und mehr als je zuvor sprach er vom Gelobten Land, vom Land der Väter. Er wurde sich immer sicherer, dass er und seine Familie bald auf die Liste der für die Reise nach Palästina Ausgesehenen kommen werde – dies auch deswegen, weil jeder, der die entsprechenden Papiere besaß und im "Sternlager" - so wurde ihr Lager genannt - interniert war, besondere Behandlung genoß, die sich von der Behandlung der anderen Lagerhäftlinge in Bergen-Belsen unterschied. Unter anderem drückte sich dies dadurch aus, dass keiner der für den Austausch Vorgesehenen, darunter auch er und seine Frau, während dieser Zeit zur Arbeit geschickt wurden. Ein weiteres "Privileg" wurden den im Sternlager Internierten zuteil, die solche Sonderzertifikate besaßen: Sie brauchten nicht die beschämende gestreifte Häftlingskleidung tragen, wie die Häftlinge in den anderen Lagern. "Wir trugen die ganze Zeit die schäbige Kleidung mit dem gelben Judenstern, mit der wir ins Lager gekommen waren. Auf dem Judenstern stand natürlich das holländische JOOD. Diese Kleidung trugen wir in dem fast einviertel Jahr unserer Inhaftierung an diesem entsetzlichen Ort ", erzählt Zvi.

Doch zu ihrem Unglück kam Familie Birnbaum nicht auf die für sie relevante Liste der Personen, die gegen Templer ausgetauscht werden sollten. Wie sie später erfuhren, waren nur 222 Personen aus der Liste befreit worden. Im Juli des gleichen Jahres kamen sie mit dem Zug über die Türkei nach Haifa. Eine weitere Gruppe von 301 Juden mit lateinamerikanischen Pässen wurde im Januar 1945 aus dem KZ-Lager befreit, doch weniger als die Hälfte von ihnen konnten in die Schweiz kommen. Auch alle 1683 ungarischen Juden, die im Juli 1944 im Rahmen der "Becher-Kastner Transaktion" nach Bergen-Belsen gekommen waren, wurden befreit und kamen in die Schweiz.

Nachdem die Liste fertiggestellt war und die Glücklichen des Lager verlassen hatten, begannen die Nazis, alle im Lager zurückgebliebenen Zugreisenden zur Arbeit zu schicken, denn von nun an hatten sie ihre Bedeutung verloren und wurden fast wie alle anderen angesehen. Ihre "besseren" Lebensbedingungen verschlechterten sich von Tag zu Tag. Ihr Pappi wurde zum Ausgraben von Baumwurzeln im nahen Wald geschickt, andere arbeiteten in der Militärstiefelfabrik im Lager. Wenn der Vater zur Arbeit außerhalb des Lagers gegangen war, kam Jacob zu seiner Mutter und seinen Geschwistern in ihrer Baracke. Abends musste er dann wieder in die Baracke zurückgehen, in der sein Vater untergebracht war.

Zu ihrer Überraschung wurde Henny-Gittel nicht zur Arbeit beordert. Erst später begriff sie, dass man eigentlich nicht auf ihre Arbeit verzichtet hatte, sondern dass ihr eine besondere Aufgabe zugedacht war: Die Nazis in Bergen-Belsen, die über jeden Häftling alles wussten, wussten natürlich auch, dass Henny-Gittel und ihr Ehemann in Westerbork Kinder betreut hatten; und als eines Tages wieder eine Gruppe Kinder aus dem holländischen Lager eintraf, wurde der Mutter der Familie wieder die Betreuung der Kinder übertragen. Dieser Kindertransport war die "Liste der Fünfzig", die Henny-Gittel seinerzeit selbst dem Kommandanten des Westerbork-Lagers mit der Behauptung übergeben hatte, es handle sich um Kinder aus Beziehungen zwischen Deutschen und Jüdinnen. Jetzt wurden diese Kinder in einer getrennten Baracke untergebracht, unter Leitung der Mutter der Familie. Man erlaubte ihr, mehrere Hilfskräfte zu beschäftigen. Sie nahm sich dazu auch ihre älteren Töchter, Soni und Gina, zu Hilfe. Die unter ihrer Obhut stehenden Kinder waren noch sehr klein: die ältesten von ihnen waren etwa sechs Jahre alt, und die jüngsten erst neun Monate alt. Henny-Gittel teilte sie in kleine Gruppen ein und jeder Gruppe wies sie als verantwortliche Hilfskräfte eine der Frauen und jungen Mädchen zu.

Der Winter 1944 war besonders schwer. Es fehlte an Nahrungsmitteln und an Decken, um die Kinder warm zuzudecken; aber trotz des großen Mangels und der schier unmöglichen Bedingungen, wurden die Kinder von den Frauen mit großer Hingabe und Wärme betreut. Oft kam es vor, dass die Beziehungen ihrer Mutter zu anderen Häftlingen im Lager sich als hilfreich erwiesen. Da war zum Beispiel Adi Rothschild, die eine gewisse Zeit über in der Küche der deutschen Soldaten

arbeitete. Es gelang ihr, etwas gutes zu essen hinauszuschmuggeln – Pudding, zum Beispiel. Sie beeilte sich, Mami die Leckerbissen zu bringen und Mami teilte die geringe Menge unter allen Kindern auf. Susi erinnert sich auch an Frau Rothschild, einer Verwandten von Adi, die Ehefrau von Dr. Rothschild, der Zahnarzt der Familie, und ihre Schwester, die im Lager beim Zertrennen von Schuhen arbeitete.

"Als ich zehn Jahre alt wurde", erinnert sich Susi, gab Frau Rothschild, die Ehefrau von Dr. Rothschild, meiner Mami als Geschenk für mich einen Reifen, den sie an ihrem Arbeitsplatz gebastelt hatte – was mit großer Gefahr für sie verbunden war. Der Reifen bestand aus kleinen Blumen aus bunt gefärbtem Leder. Obwohl ich noch ein kleines Mädchen war, werde ich nie im Leben diese schöne Geste vergessen."

Einige Monate nach ihrer Ankunft wurde die Mutter in das Büro des Lagerkommandanten gerufen, der ihr mitteilte: "Ein hoher Offizier ist angekommen und hat gesagt, dass die fünfzig Kinder in Ihrer Obhut nach Theresienstadt geschickt werden müssen – aber der die Kinder begleitende Erwachsene dürfe kein Jude sein". Die Andeutung des Lagerkommandanten war unmißverständlich: Vielleicht könnte sie bei dieser Gelegenheit "enthüllen", dass einer ihrer Großväter kein hundert prozentiger Jude war, und auf diese Weise in den Genuß einer neuen Definierung als "Nichtjüdin" kommen und die Kinder auf dem Transport begleiten. Doch Henny-Gittel blieb fest: "Alle meine Familienangehörigen sind koschere Juden, ich habe keinen Zweifel daran", sagte sie dem Lagerkommandanten. So blieb ihm nichts übrig, als eine andere Lösung zu finden. Diese fand sich schließlich in der Gestalt einer anderen Frau aus dem Lager. Sie war Halbjüdin und Mutter eines kleinen Mädchens. Sie begleitete die Kinder auf ihrer Fahrt und alles fand ein gutes Ende. Die meisten überlebten die Schrecken der Schoah.

Nachdem die Kindergruppe abgereist war, verschlechterte sich die Lage in Bergen-Belsen: Es herrschte große Kälte und der Hunger wurde von Tag zu Tag schlimmer. Über Ginas Pritsche lagen zwei Frauen. Jeden Tag tauschten sie aus dem Gedächtnis Erinnerungen an Rezepte für verschiedene Gerichte aus. "Sie schöpften daraus viel Vergnügen, das die Hungerqualen etwas verdrängte, bevor sie zur Arbeit gingen", erzählt Gina. "Überhaupt waren Gespräche und schöpferische Phantasieausflüge, die sich ums Essen drehten, die hauptsächlichen Lieblingsbeschäftigungen der meisten Frauen im Lager, und nicht nur von ihnen,

denn der Hunger war so schlimm, dass es schmerzte." "Wir träumten von Brot", sagt Soni, "Brot und noch mehr Brot, Brot soviel wir wollen, egal welche Art Brot, welche Form von Brot - nur Brot zum Sattwerden. Das war unser Traum". Doch Traum und Wirklichkeit waren zwei ganz verschiedene Dinge. Die Nazis machten weiter ihren täglichen furchtbaren Appell, bei dem die Lagerinsassen gezählt wurden, die ohne sich zu rühren in der entsetzlichen Kälte standen. Wieder und wieder wurden sie gezählt, der guten Ordnung halber. Und nochmal.... und nochmal.... bis ins Unendliche. "Je mehr Zeit verging seit wir ins Lager kamen, desto schwächer wurden wir und es war uns immer schwerer, bei diesem Appell zu stehen", sagt Soni.

Irgendwie gelang es ihrem Vater und ihrer Mutter, für eine minimale Ernährung ihrer Kinder zu sorgen, indem sie die tägliche Brotration teilten. Manchmal taten die Nazi-Tyrannen Schweinefleischstücke - vor allem Speck, Haut und sogar Haare - in die "Suppe". Die Eltern aßen diese Suppe nicht. Die Kinder aßen die Portionen der Erwachsenen, verzichteten auf einen Teil ihrer Brotration und gaben sie den Erwachsenen. Mamsi kontrollierte streng die Brotverteilung. Sie besaß eine TROMMEL (holländisch für Blechbüchse), worin das Brot aufbewahrt und versteckt wurde. Aus der Trommel wurde dann das Brot verteilt. Wenn Sempi, der meistens dicht bei seiner Mutter war, sah, dass sie zur Blechbüchse ging, um das Brot herauszuholen, wagte er nicht, darum zu bitten, ihm vor allen anderen sein Brot zu geben; damit aber seine Mutter wusste, dass er da war und Hunger hatte, fing er an, leise zu summen oder zu singen, in der Hoffnung, dass jemand auf seine Not aufmerksam werde und ihm eine "Sonderration" Brot geben würde. Gina erinnert sich, dass sie eine Brotration für Arbeit erhielt, die sie für Frau de Vries - eine Holländerin, die mit ihren zwei Kindern in der Baracke wohnte - ausgeführt hatte. Sie strickte ihren Kindern Wollstrümpfe aus einem aufgeribbelten alten Pullover, den ihr Frau de Vries gegeben hatte.

Über den Hunger schrieb Joshua Heschel in seinen Memoiren:

Oft konnte man Lagerhäftlinge sehen, wie sie in den Abfalltonnen wühlten, um dort vielleicht etwas Essbares zu finden. Fanden sie etwas, so verschlangen sie es hungrig auf der Stelle. Der quälende Hunger ließ Menschen, die in ihrem bürgerlichen Leben verwöhnt gewesen waren, ihre Gefühle des Ekels überwinden

und vergessen. Der Ernährungszustand verschlechterte sich von Tag zu Tag. Die tägliche kleine Brotration – eine Scheibe Brot morgens und eine Scheibe Brot abends – also zwei Scheiben Brot pro Tag – wurde manchmal überhaupt nicht ausgeteilt. Manchmal geschah dies auch als Kollektivstrafe. Die Häftlinge waren nur noch lebende Knochenskelette, litten an Ödemen und Geschwulsten. Die Kleidung war von Läusen übersät. Ich sah, wie an Rechtsanwalt Abel Herzberg Läuse hinauf und hinab liefen, wie man zuweilen Ameisen auf Gartenwegen laufen sieht. Ich hatte Glück – ich war von der Läuseplage verschont geblieben und ich weiß nicht, wieso. Voller Hingabe sorgte auch Mami dafür, dass die Kinder von der Läuseplage verschont blieben. In den Lagern links und rechts war die Lage noch weit schlimmer. Die "Muselmänner" gingen in ihrer Häftlingskleidung, die wie Pyjamas aussahen, und sahen wie wandelnde Leichen aus.

Die Läuseplage bedeutete ein ernstes Problem, denn außer dem lästigen Gefühl und dem Unbehagen, war sie auch die Hauptursache für die Übertragung ansteckender Krankheiten und trug vor allem zur Verbreitung der Typhusepidemie bei, die im Lager viele Opfer forderte. Auf Anweisung der Eltern saßen die Familienangehörigen jeden Abend und versuchten, die Läuse die sie in den Kleidernähten fanden, zu zerdrücken. Es war keine leichte Aufgabe, denn die Beleuchtung in den Baracken war äußerst schwach. Nicht leicht war es auch, auf den losen Brettern der Betten zu sitzen, ohne dass sich diese verschoben. Hinzu kam, dass wegen der Überfüllung und den schlechten hygienischen Bedingungen im Lager, die Läuse immer wieder massenhaft zurückkehrten und man sie praktisch nicht loswerden konnte. Nur wenige wurden aus unerklärlichen Gründen nicht von der Seuche befallen. Vielleicht lag es an einem bestimmten Körpergeruch, der die abscheulichen Insekten abstieß.

"Die ganz Zeit über trugen wir dieselben Kleider, mit denen wir ins Lager gekommen waren", erklärt Soni, "wir hatten fast keine Kleidung zum Wechseln, und die Kleider zu waschen war fast unmöglich. Daher war es kein Wunder, dass die Läuse sich derart verbreiteten".

Zu der Zeit, 1944, waren mit ihnen zusammen im "Sternlager" von Bergen-Belsen Juden aus Saloniki, Griechenland, und Juden mit spanischer Staatsbürgerschaft interniert. Sie waren noch vor ihnen, im August 1943, ins Lager gekommen. Von Anfang 1944 an kamen im Rahmen des "Austauschprogramms" ca.

3.700 Juden aus Holland, die verschiedene Staatsbürgerschaften besaßen. Unter ihnen auch Familie Birnbaum; außerdem ca. zweihundert Tunesier mit italienischer Staatsbürgerschaft, etwa zweihundert jüdische Französinen, die mit französischen Soldaten verheiratet waren, einige hundert jugoslawische Juden, Zigeuner und Juden aus Bengasi, Libyen. Letztere hatten die britische Staatsbürgerschaft, deswegen erhielten sie von den Nazis "bevorzugte" Behandlung und manchmal auch "Sonderrechte". In dem angrenzenden Lager, das mit Stacheldraht von ihrem Lager abgetrennt war, hatte man ungarische Juden aus der "Kastner-Liste" untergebracht. Sie genossen sogar etwas bessere Bedingungen als die in ihrem Lager - dem Sternlager - herrschenden Bedingungen. Ihr Lager war praktisch ein Art "Sonderlager" für Personen, die die Nazis zu einem früheren Zeitpunkt zu Austauschzwecken vorgesehen hatten; aber nachdem, wie erwähnt, im Juli 1944 ca. 300 der Tausenden von den im Sternlager Inhaftierten, von den übrigen getrennt wurden und im Zuge des Austauschprogramms nach Palästina reisen durften, hielten es die Nazis nicht mehr für nötig, weiterhin die "bevorzugten" Bedingungen für die übrigen Lagerhäftlinge aufrecht zu halten und so verschlechterte sich die Lage in jeder Hinsicht. Das ohnehin dürftige Essen wurde nun nicht mehr regelmäßig ausgeteilt; immer mehr Häftlinge kamen und wurden in den schrecklich überfüllten Baracken untergebracht. Krankheiten breiteten sich immer mehr aus und der Todesengel ging ungestört im Lager um und forderte immer mehr Opfer.

Was man ihnen bis zum Tag ihrer Befreiung nicht wegnahm, waren ihre Kleider. Völlig abgetragene Kleider, die ihnen inzwischen nun auch zu klein geworden waren. Trotzdem symbolisierte dies etwas für sie, denn der physische Zustand der "Muselmänner in den gestreiften Pyjamas", wie der Familienvater schrieb, war noch schwerer und schrecklicher als ihre Lage. Auch die Juden aus Saloniki und Bengasi, die mit ihnen zusammen im Lager waren, trugen ihre eigenen Kleider und trugen auch den gelben Judenstern, weshalb ihr Lager das "Sternlager" genannt wurde.

Jeden Morgen, nach dem täglichen Appell, ging ein junger Mann aus der Bengasi-Gruppe zu den Bengasi-Kindern und marschierte mit ihnen um den Appellplatz herum, wobei alle das Lied "Se'u Ziona Ness VaDegel" (*Tragt das Wunder und die Fahne nach Zion*) laut sangen. "Der junge Mann marschierte mit der Gruppe Kinder um den Appellplatz herum", erzählt Soni, "und mit einem Stock in der Hand

brachte er ihnen die Buchstaben des *Alef-Beth* (ABC) und auch ein paar Worte auf Hebräisch bei. Wohl seiner britischen Staatsbürgerschaft wegen ließen die deutschen Posten auf den Wachttürmen, die zweifellos das hebräische Lied hörten und begriffen, es zähneknirschend zu und hielten den Mund". Diese kleine Demonstration im Konzentrationslager war für sie wie ein Lichtstrahl in der Finsternis, etwas, das ihren geschwächten Körpern ein wenig Kraft gab und ihre zerbrochene Seele aufrichtete, die von den Nazis mit aller Macht niedergedrückt worden war. Susi sah der Gruppe von weitem zu und ihre Augen füllten sich mit Tränen, als sie dem Lied lauschte. Der Wagemut des jungen "Lehrers", die Freiheit seines Vorgehens und die Worte des Liedes, die von einem Wunder, einer Fahne, von Stolz und Heimkehr sprachen, berührten sie tief im Herzen und erweckten Sehnsüchte in ihr. "Vor kurzem", erzählt sie, "habe ich dem Knesset-Mitglied Moshe Kachalon, der gebürtig aus Libyen stammt, einen Brief geschrieben und ihm diese Geschichte erzählt. Ich bat ihn, dafür zu sorgen, dass diese Dinge im Museum zum Gedenken an das Vermächtnis der Juden Libyens aufbewahrt werden würden."

Die libyschen Frauen sahen, nach Meinung der Familie Birnbaum, wie Araberinnen aus – ihres Aussehens wegen und auch – und vielleicht vor allem – ihrer Kleidung wegen. Einmal mussten alle zusammen zur Dusche gehen. Man zwang sie, sich vor den deutschen Soldaten nackt auszuziehen und ihre Kleider, die voller Läuse und Flöhe waren, zur Desinfektion zu geben,

Diese gemeinsame Dusche – es war Anfang 1944 – ist den Töchtern der Familie Birnbaum aus zwei Gründen in Erinnerung geblieben: erstens, weil sie dabei zum ersten Mal zu den orientalischen Frauen kamen, und zweitens, wegen der großen Angst, die sie ergriff, als sie in den Dushraum gingen.

Ende 1944 kamen Frauen aus anderen KZ-Lagern in Polen nach Bergen-Belsen. Sie wurden in dem Lager untergebracht, das an ihr Lager angrenzte. Obwohl es ihnen untersagt war, sich dem Drahtzaun zu nähern und mit ihnen zu sprechen, fanden die Mädchen im Sternenlager einen Weg, sich mit ihnen zu verständigen. Diese Frauen, die gestreifte Häftlingskleidung trugen, erzählten ihnen entsetzliche Dinge, die selbst im Konzentrationslager schwer zu begreifen waren. Die Furcht vor Duschen, aus denen tödliches Gas strömte, begann durchzusickern und schlich ihnen ins Herz. "Wir hatten ja schon zu spüren bekommen, wie die deutschen SS-Offiziere uns behandelten und tief im Herzen wussten wir, dass sie zu allem fähig

waren. Wir konnten nicht anders, wir mussten es verstehen, denn was zuvor nur ein Gerücht war, wurde jetzt zur Tatsache. Deswegen hatten alle große Angst vor der Dusche", sagt Soni. Zu ihrer Erleichterung war es damals in Bergen-Belsen eine normale Dusche – doch trotzdem war die Situation nicht leicht: Susi – ein abgemagertes, abgeschwächtes Mädchen – zitterte vor Kälte unter dem eiskalten Wasserstrahl; sie erinnert sich noch daran, wie sie versuchte, mit ihrem dünnen Bein den nackten Körper ihrer Mutter etwas vor den Augen der deutschen Soldaten, die sie ansahen, zu verstellen.

Ihren zehnten Geburtstag feierte Susi in Bergen-Belsen. Es war ihrer Mami gelungen, aus dem Glas Milch des Geburtstagskindes einen Pudding zuzubereiten. Jedes Kind der Familie bekam einen vollen Teelöffel von dem süßen Pudding! "Es war der schönste Geburtstag in meinem Leben", sagt Susi.

Kurz nach ihrem Geburtstag erkrankte Susi an Tuberkulose. Schwere Krankheiten waren keine Seltenheit bei den Lagerbedingungen, die immer schlechter wurden. Von Ende Dezember 1944 an wurden Tausende jüdischer Häftlinge aus verschiedenen Konzentrationslagern nach Bergen-Belsen gebracht. Zehntausende von Häftlingen kamen völlig erschöpft aus dem Osten. Das Lager war nicht für die Aufnahme derart vieler Menschen vorbereitet und die Situation verschlechterte sich dramatisch. Die Überfüllung im großen Lager war sehr groß und unerträglich. Das grausame systematische Aushungern erreichte sein Ziel: Jede Stunde, jeden Tag starben Menschen an Hunger und an Krankheiten. Leichen lagen überall, stapelten sich zu Haufen und die Leichenhaufen wurden immer höher. Die sanitären Bedingungen im Lager waren unbeschreiblich: Die Latrinen waren von den Baracken weit entfernt. Die Latrinen bestanden aus einem tiefen Graben, auf den man eine Art von großer Kiste angebracht hatte, die eine Reihe von Löchern hatte, in die man seine Notdurft verrichten sollte. Eine der Arbeiten der Lagerinsassen bestand darin, die Gräben zu entleeren und zu reinigen. Diese Aufgabe führte auch der Vater der Familie eine Zeitlang aus.

Die Leichenberge lagen überall, bis man sie zum Krematorium brachte, doch nach wenigen Tagen gab es neue Leichenberge. Auf dem Weg zur Latrine konnte man dem schrecklichen Anblick der Leichenberge nicht entgehen. Es waren alles nur noch Skelette. Einmal, als Soni ihren kleinen Bruder zur Latrine begleitete,

deckte Sempi sich mit seiner Hand die Augen zu und sagte ihr: "Ich mache die Augen zu; halte mich fest und führe mich, ich kann nicht hingucken...".

"Es war wirklich ein erschreckender und entsetzlicher Anblick", sagt Soni, "besonders, weil wir befürchteten, dass auch wir an die Reihe kommen und dort unter den Leichen liegen würden; wir waren ja alle schon sehr schwach. Nur der Optimismus, den unsere Mutter ausstrahlte, gab uns Kraft, weiter am Leben zu bleiben. Sie ließ es nicht zu, dass wir uns der Verzweiflung hingaben. Jeden Tag stärkte sie unsere Stimmung und sagte uns: "Ihr werdet noch sehen, wie sie Niederlagen erfahren – wir werden aushalten, nicht nachgeben und leben". Auch wenn unser Vater deprimiert und verzweifelt von wieder einem Tag schwerster Zwangsarbeit zurückkehrte, ermahnte sie ihn und hielt ihm glühende Reden voller Hoffnung und Optimismus, bis er wieder etwas Mut fasste."

Woraus unsere Mami ihren Optimismus und ihre außergewöhnliche Sicherheit schöpfte, läßt sich schwer sagen. Von ihrer großen Verwandtschaft war niemand mehr am Leben. Alle fühlten jedoch, dass das Ende des Krieges unmittelbar bevorstand. Dieses Gefühl verstärkte sich, als in das Lager neben ihrem Lager Transporte mit Juden aus anderen KZ-Lagern gebracht wurden. Die Auflösung dieser KZ-Lager erfolgte wegen dem schnellen Vormarsch der Alliierten an der Ostfront und der Besetzung von Gebieten in Deutschland. In einem dieser Transporte befand sich Anna Frank. "Eine meiner Freundinnen im Lager war die beste Freundin von Anna Frank in Holland gewesen", erinnert sich Soni. "Sie erzählte mir eines Tages, dass der Gesundheitszustand von Anna sehr ernst war. Wir konnten ein Essenspaket für sie beschaffen und es ihr über den Zaun werfen; jedoch eine andere Frau riss ihr das Paket aus den Händen. Anna weinte und erzählte uns, dass ihre Schwester bereits im Sterben läge. Annas Körper war schon vor Hunger aufgedunsen. Wir konnten die Anzeichen erkennen und wussten, dass ihr Zustand kritisch und ihr Ende nah war".

Der Vater schrieb in seinen Memoiren unter anderem:

Eines Tages fanden wir im Frauenlager Anna Frank, die wir noch von früher kannten. Hanneli Goslar hatte sie erkannt..... Hans Goslar³, der bereits verwitwet war, war in unserem Lager mit seinen beiden Töchtern und starb schließlich an Erschöpfung. Seine Töchter – Hanneli, die 14 oder 15 Jahre alt war, und ihre jüngere

Schwester – waren allein zurückgeblieben. Hanneli Goslar war eine Freundin von Anna Frank. Sie waren zusammen zur Schule gegangen. Anna Frank war sehr blass und sehr mager, ihr Kopf war kahlgeschoren; sie war so schwach, dass sie kaum auf den Füßen stehen konnte. Wir versuchten, ihr ein paar Zuckerwürfel, die noch jemand von uns hatte, zuzuwerfen. Als dies der Wächter auf dem Wachturm sah, zielte er sein Gewehr auf Anna und brüllte uns eine drohende Warnung zu und so gingen wir schnell wieder weg. Wir sahen Anna Frank noch einmal von weitem; sie ging mit großer Anstrengung; später war sie dann nicht mehr da.

Im Oktober 1944, als die Gruppe Kinder aus der "nicht-jüdischen" Liste das Lager verlassen hatten, bat Henny-Gittel, bei ihrer Beschäftigung bleiben zu dürfen. Zu dieser Zeit waren die Lebensbedingungen im Lager schon unerträglich und verschlechterten sich immer weiter. Die Zahl der Toten stieg. Die Leichen wurden nach draußen geworfen und lagen überall. "Manchmal schien es uns, das der Tote noch seine Glieder bewegt", erinnert sich Soni. So lagen sie da, entweiht, bis der Befehl gegeben wurde, sie fortzubringen. Man warf sie auf einen großen Schubkarren und brachte sie zum Krematorium.

Ihre Mutter, die die Kriegszeit unfreiwillig zu einer sehr tüchtigen Pflegerin gemacht hatte, wollte unbedingt weiterhin Kinder im KZ-Lager betreuen. Ihr Vater begleitete sie, als sie zu den deutschen Diensthabenden ging. Mit ungewöhnlicher Kühnheit stand sie vor den Diensthabenden und bat darum, ihr die "Totenbaracke" zur Verfügung zu stellen. Zu diesem Zeitpunkt war die Baracke zu klein, um die vielen Leichen aufzunehmen; die Leichen wurden in Haufen vor der Baracke hingelegt. Deshalb, erklärte die Mutter, wenn sie damit einverstanden wären, ihr diese Baracke zur Verfügung zu stellen, würden sie und ihr Ehemann sich um verwaiste und verlassene Kinder im Lager kümmern können – was in der großen Baracke, wo sich noch hunderte anderer Häftlinge befanden, schwer durchführbar

³⁾ Hans Golar stand in hohem Ansehen. Bevor Hitler an die Macht kam, war er Ministerialrat der deutschen Regierung. Seine Ehefrau war die Tochter von EELK, der ebenfalls ein sehr vielseitiger Mann und bekannter Zionist war
 wäre. So unglaublich es war, wurde ihnen jedoch ihre Bitte gewährt. In die Baracke, die von der Totenbaracke in die "Kinderbaracke" umgewandelt wurde, brachte man etwa vierzig verlassene oder verwaiste Kinder, deren Eltern an Hunger gestorben waren. Anfangs erlaubten die deutschen SS-Aufseher, dass nur die Mutter die

Kinder betreute. So kam es, dass Frau Birnbaum wieder einmal Dutzende von zarten Seelen unter ihrer Obhut hatte.

Mit Hilfe von Soni und Gina sorgte ihre Mutter für die verwaisten Kinder. Nachdem man ihre Bitte, die Baracke zu ihrer Verfügung und Verwaltung zu erhalten, gewährt worden war, bat sie den Lagerkommandanten, es ihr und noch einigen anderen Frauen zu erlauben, im Wald Reisig zu sammeln - natürlich unter Aufsicht der SS - um den Ofen in der eiskalten Baracke zumindest ein paar Tage lang zu heizen. Auch diese Bitte wurde ihr gewährt. Später erreichte sie es, dass die Kinder vom Appellstehen befreit wurden. Stattdessen kam die SS in die Baracke, um die Kinder zu zählen. All dies erreichte die Mutter in direkten Gesprächen mit den deutschen Kommandanten. Dabei half ihr einzig und allein ihr persönlicher Charme und ihr Mut. Dann wurde auch Joshua-Heschel zu der Durchführung der Aufgabe hinzugebeten. Um seiner Frau und seinen Töchtern bei der Betreuung der vielen Kinder zu helfen, mussten er und sein Sohn Jacob von ihrem Lager in ein anderes umziehen, in dem seine Frau und seine übrigen Kinder untergebracht waren.

Über die Art, in der der Vater der Familie mit der Betreuung der Waisenkinder beauftragt wurde, schrieb er in seinen Memoiren:

Im Lager war ein SS-Mann namens Herzog. Er war besonders schreckenerregend. Auch ich musste unter seiner Aufsicht arbeiten. Einmal sollten wir einen Kanal graben - ich weiß nicht, zu welchem Zweck. Zu viert verrichteten wir diese Arbeit. Wir hatten nur minderwertige Spaten dazu. Herzog meinte, einer von uns strenge sich bei der Arbeit nicht genug an, weil ein Spaten ein paar Minuten lang im Erdreich festsaß und nicht zur Arbeit eingesetzt wurde. Er packte den Spaten und hob ihn unter einem Schwall von Flüchen hoch, um einen der Häftlinge damit zu verletzen. Ich hatte das Gefühl, dass der Schlag mich treffen sollte, deshalb hob ich die Hand, um mich zu schützen. Noch Wochen danach konnte ich meinen rechten Arm nur mit starken Schmerzen benutzen. Hinzu kam, dass mir bei dem Schlag auch meine Brille heruntergerissen, weit weggeschleudert und zersplittert wurde. Dann kam Herzog auf mich zu, streckte seine Hand aus und gab mir einen Schlag. Einen Augenblick lang konnte ich nicht sehen und hören und blieb am Boden liegen. Als ich wieder zu mir kam, stand ich schnell auf und hielt

den Spaten fest, wobei der SS-Mann brüllte: "Judenschwein, ich werde es dir noch zeigen!" und ähnliches. Dann ließ er von mir ab und begann, andere zu verfluchen.... Noch immer unterstand ich diesem SS-Mann. Wie mir schien, hatte er ein Glasaugen. Eines Tages kam eine Ordonnanz zu Herzog und danach rief jemand: "Wo ist Birnbaum?" Voller Angst hob ich die Hand. Herzog befahl mir, mit der Ordonnanz zu gehen. Die Ordonnanz sagte mir, dass der Lagerkommandant mich zu ihm befohlen hätte. Im Lager war der Kommandant eine Furcht erregende Gestalt und da ich nicht wusste, um was es sich handelte, hatte ich große Angst. 'Wer weiß?', dachte ich, 'vielleicht werde ich jetzt in den Bunker gesperrt'. Meistens war das ein besonders grausames Ende. Als ich ins Lager kam, sah ich den Kommandanten und um ihn herum eine Gruppe seiner Gehilfen, die mit Mami ein Gespräch führten. In einiger Entfernung war eine Gruppe Kinder. "Haben Sie früher schon einmal mit Kindern gearbeitet?" fragte er mich. "Ja, Herr Kommandant". "Dann gehen Sie also jetzt mit den Kindern".

Doch Deutsche sind Deutsche, und Ordnung und Bürokratie müssen sein. Nachdem es dem Vater erlaubt wurde, in das andere Lager zu gehen, um seiner Frau bei ihrer Arbeit zu helfen, wurde er eines Tages in den Morgenstunden von einem deutschen Soldaten gesehen und sofort zur Arbeit im Wald geschickt. Mehrere Tage musste er Unkraut jäten und Wurzeln herausziehen, bis die offizielle Genehmigung zur Übersiedlung in das andere Lager geregelt war.

Durch die neue Regelung konnte Jacob zum ersten Mal wieder mit seiner Mutter und seinem Vater zusammen sein. Von jetzt an war er mit ihnen immer tagsüber zusammen. Über das Leben der Kinder zu der Zeit im Lager erzählt er: "Die Kinder konnten sich unter Aufsicht meiner Eltern praktisch frei im Lager bewegen. Ich erinnere mich, dass wir uns draussen aufhielten und als Fliegeralarm wegen Bombenangriffen alliierter Flugzeuge gegeben wurde, die damals schon in der Luft kreisten, liefen wir schnell in die Baracken".

Über das Leben in der "Kinderbaracke" erzählt der Vater:

Insgesamt waren es fünfzig Kinder, im Alter von ungefähr 4 bis 14 Jahren. Alle litten an Unterernährung und ihr Gesundheitszustand konnte sich bei der schmalen Kost im Lager nicht bessern. Zwar gelang es meiner Frau, "Zusätze" zu organisieren, die sie aus den Vorräten der SS entwenden konnte, wie zum Beispiel Steckrüben

und anderes Gemüse, aber das war nur wie ein Tropfen auf dem heißen Stein. Trotzdem war die Lage der Kinder etwas besser als die Lage der anderen Häftlinge.

Dank dem entschlossenen und kompromisslosen Wesen der Mutter, der Aufopferung und Tapferkeit der Mutter und des Vaters, konnten die kleinen, verlassenen Waisenkinder, die unter ihrer Obhut waren, am Leben bleiben. Die meisten konnten diese dunkle Zeit überstehen und aus der Hölle gerettet werden. Mit einigen von ihnen ist Familie Birnbaum bis auf den heutigen Tag in Verbindung.

Eines dieser Kinder war Lilly Dreifuss. Lilly war erst fünf Jahre alt, als ihre Mutter im Lager starb. Kurze Zeit danach starb auch ihr Vater. Joshua-Heschel hatte Lillys Vater kennengelernt, als er im Krankenhaus bei der Toilettenreinigung arbeitete. Der Vater der Familie versteckte sich praktisch an diesem Arbeitsplatz, damit der deutsche Aufseher, der wegen ihm beinahe hingefallen wäre, ihn nicht finden und an ihm Rache nehmen würde; der Vorfall ereignete sich, als er Unkraut jätete. Aus Angst vor Ansteckung mieden die deutschen Lageraufseher das Krankenhaus. Herr Dreifuss war schwerkrank und würde bald sterben. Vor seinem Tod bat er Joshua-Heschel, auf seine einzige Tochter aufzupassen und gab ihm Anweisungen und Einzelheiten.

"Als Pappi zu Toilettenreinigungsarbeiten beordert wurde," erzählt Susi, schickte mich Mami jeden Tag zu ihm, um ihm die tägliche Scheibe Brot zu bringen. Eines Tages sah ich den Vater von Lilly Dreifuss – ein magerer und sehr bedauernswerter Mann. Er stand neben Pappi und sein Mantel, der ihm früher einmal gepasst haben mochte, hing jetzt wie ein riesengroßes Tuch von ihm herab. Er sprach leise mit Pappi und konnte kaum auf den Beinen stehen", erinnert sich Susi. "Am nächsten Tag, als ich Pappi wieder seine Scheibe Brot brachte, sagte er mir leise: 'Herr Dreifuss ist nicht mehr. Gestern bat er mich, auf die kleine Lilly aufzupassen, falls ihm etwas zustoßen sollte.' Als ob der Vater wusste, dass sein Ende nahte; es war sein letzter Wille, dass jemand, der zuverlässig war, auf seine Tochter aufpassen würde.

Als sie nach dem Krieg nach Holland zurückkehrten, nahmen sie Lilly mit. Mit Hilfe einer britischen Soldatin konnte Joshua-Heschel Lillys Familie in England ausfindig machen. Lilly hatte auch einen älteren Verwandten in den Vereinigten Staaten, doch dieser teilte sofort mit, dass er kein kleines Mädchen aufziehen könnte. Lillys englische Familienangehörige nahmen Lilly bei sich auf, obwohl sie

nicht mehr jung waren; hinzu kam, dass der Familienvater krank war. Einige Zeit später gaben die alten Verwandten die kleine Lilly zur Adoption frei. Sie kam zu einer englischen Familie deutscher Herkunft und lebte dort zusammen mit den zwei Töchtern der Familie. Die Familie behandelte sie wie ihre eigene Tochter. Joshua Heschel schrieb der Familie einen Brief, worin er mitteilte, auf welche Weise Lillys Eltern ermordet worden und wie sich alles ereignet hatte. Aus dem Briefwechsel mit der englischen Verwandten erfuhr der Vater, dass Lilly ihrer Adoptivfamilie große Freude bereitete. Auch erfuhr er, dass das Mädchen aufwuchs, ohne irgend etwas über ihre jüdische Vergangenheit und über die tragischen Umstände zu wissen, bei denen ihre Eltern umkamen. Viele Jahre später, als die Verwandte gestorben war, sah Lilly – damals schon verheiratet und Mutter von zwei Kindern – die Unterlagen der Familie durch und fand unter anderem den Brief, den ihr Vater seinerzeit geschickt hatte und den Briefwechsel, den ihre Eltern mit der Verstorbenen geführt hatten. Aufgewühlt und zutiefst erregt über die Entdeckung ihrer wahren Identität und Einzelheiten ihrer Vergangenheit, fuhr Lilly mit ihrem Ehemann, ihrem Sohn und ihrer Tochter unverzüglich nach Israel, um Familie Birnbaum zu besuchen, die sie Pappi und Mami nannte. Von da an und noch viele Jahre später blieb die Verbindung zwischen ihnen bestehen. Als ihre Tochter in England heiratete und sich jüdisch trauen lassen wollte, musste Lilly nachweisen, dass sie Jüdin war. Sie bat Heschel Birnbaum, ihr dabei zu helfen. Der Vater, der damals schon im Rollstuhl saß, gab vor einem Notar eine entsprechende Erklärung ab und bestätigte, dass Lilly und ihre Tochter Jüdinnen waren. "Bis heute bestürzt uns allein der Gedanke, dass Juden, die die Schrecken durchgemacht haben, in Bergen-Belsen gewesen und überlebten, bei bestimmten Gelegenheiten ihr Judentum nachweisen müssen", sagen die Angehörigen der Familie Birnbaum.

Ein anderes "Kind", das jahrelang mit den Eltern in Verbindung blieb und bis heute Kontakt zu den Kindern der Familie hat, ist Hans-Heinz Levy. Krank und vor Hunger erschöpft wurde sein Vater in Bergen-Belsen in das Krematorium gebracht. Der damals achtjährige Junge versuchte, seine sterbende Mutter zu retten – was ihm aber nicht gelang

Der Vater der Familie schrieb darüber:

Der achtjährige Heinz war ein aufgeweckter Junge. Er litt an Unterernährung und Hunger. Seine Mutter lag krank in der Frauenbaracke und er – sein Bett war in der Baracke seines Vaters – kam immer, um seiner Mutter zu helfen. Bei der Essenausteilung stand er mit dem Teller seiner Mutter an, um etwas Suppe zu bekommen. Manchmal waren kleine Fleischstücke von allen möglichen Tieren in der Suppe. Er holte die Fleischstücke aus der Suppe, weil seine Mutter die Fleischstücke nicht essen konnte, und verschlang sie hungrig, bevor er seine Mutter die flüssige Suppe einflößte. Auch die Mutter konnte sich nicht lange am Leben halten und starb in der Baracke.

Der kleine Waisenjunge blieb ganz allein auf der Welt. Er kam zu den Kindern, die von Familie Birnbaum betreut wurden und blieb bis nach Ende des Krieges bei ihnen. Dann fuhr er in die Vereinigten Staaten und änderte seinen Namen in Mike Loewenthal, als Dank für die Familie, die ihn großgezogen hatte.

Die Lage der Lagerinsassen kann man in verschiedenen Superlativen schildern, wie z.B. entsetzlich, schrecklich, unbegreiflich, unmöglich; doch keiner dieser Ausdrücke kann die Erlebnisse und Gefühle der gefangenen Menschen – normale menschliche Wesen – umfassend beschreiben und verständlich machen, Menschen, die vor dem Krieg einer Arbeit nachgegangen waren, sich ernährten, liebten, ein Leben in Familie und Gesellschaft führten, und jetzt aller elementarsten Rechte beraubt waren, denen man ihre menschliche Würde genommen hatte; anstatt für die Zukunft zu sorgen und langfristige Pläne zu schmieden, beschäftigte sich jeder im Lager mit dem täglichen, immerwährenden Existenzkrieg, wo sie jede Minute, jede Sekunde damit beschäftigt waren, zu planen und dafür zu sorgen, wie sie den nächsten Augenblick, die nächste Stunde überlebten, wie sie den Tag irgendwie überstehen; und die Tage im Lager waren unerträglich lang.

In einem derartig hart bedrängten, elenden und erniedrigten menschlichen Zustand, wo hungrige Menschen in ihrer Verzweiflung ihre Mitmenschen für ein mageres Stück Brot erstachen, ist es umso schwerer zu verstehen, dass aus dem Kreis dieser Unterdrückten zwei Menschen hervortreten, selbst Eltern von sechs Kindern, und die Verantwortung für das Leben anderer Menschen übernehmen; jedoch noch beeindruckender als alles war, dass ihnen ihr Werk gelang.

Die Eheleute Birnbaum schöpften aus ihrem Innern sowohl seelische als auch physische Kräfte und erhoben sich über ihre eigene physische Existenz hinaus, um

für das Wohl der ihnen anvertrauten Gruppe Kinder zu sorgen. Sie betreuten die kleinen Waisenkinder mit großer Hingabe und Aufopferung – obwohl sie ihnen nicht ausreichende Nahrung, Bekleidung oder irgendwelche anderen elementarsten Dinge geben konnten, die kleine Kinder benötigen, umsomehr diese verängstigten, gequälten Kinder, deren Seele gebrochen war. Sie wirkten mit gebundenen Händen, ohne minimalste Wasch- und Reinigungsbedingungen, ohne Kleidung zum Wechseln, wobei alle Kinder unter der großen Läuseplage litten; die Läuse liefen auf ihrer Kleidung und ihren Köpfen und saugten ihr Blut.

Die Klosetts bestanden lediglich aus einem Brett mit einem Loch in der Mitte, in das man genau "treffen" musste. Die Klosetts befanden sich weit von der Baracke entfernt und nachts durfte man nicht dort hingehen. So musste das Ehepaar Birnbaum oft mit der Notdurft der Kinder fertig werden, die gerade nachts aufwachten. Doch allein schon die Tatsache, dass es ihnen gelang, die Waisenkinder von allen anderen Häftlingen abzusondern und ihnen einen getrennten Platz zu verschaffen, ermöglichte es der Familienmutter, in ihrem Territorium Lebensgewohnheiten und eiserne Regeln aufzustellen, die, nach Meinung ihrer Kinder, zweifellos dazu beitrugen, dass sie alle überlebten. Vorher schon, als sie noch in der großen Baracke waren und täglich mehr Häftlinge in der Baracke untergebracht wurden, sorgten ihre Eltern dafür, den als "Waisenhaus" dienenden Teil der Baracke von dem den übrigen Barackenbewohnern dienenden Teil durch Militärschränke abzugrenzen.

"Entsetzliche Überfüllung herrschte überall", erzählt Zvi, der sich wie seine anderen Geschwister an den schwer zu ertragenden Anblick ihrer Umgebung erinnert. Vor allem erinnert er sich auch an die Gerüche – den furchtbaren Gestank der überall aufgehäuften Leichen und den ständigen Brandgeruch. "Die hygienischen Bedingungen waren grauenvoll", erzählt er, "alles war von Läusen verseucht, Eimer voll mit menschlichen Ausscheidungen standen herum... es war furchtbar... Aber in unserem Teil des Lagers, das heißt, dort, wo die Familie und die Waisenkinder waren, verlangte Mami energisch von uns, auf Hygiene zu achten. An eiskalten Tagen wischte sie jeden Tag den Fußboden rings um unsere Betten auf und wir halfen ihr natürlich dabei. Sie drängte uns auch dazu, uns am Wasserhahn mit eiskaltem Wasser zu waschen. Wir hatten zwar auch Läuse, so wie alle, doch

achteten wir sorgfältig auf unsere Hygiene. Jeden Tag mussten wir unsere Kleidung auf Läuse absuchen und die darin gefundenen Läuse zerquetschen – soweit dies unter den herrschenden schrecklichen Bedingungen möglich war. Ich habe keinen Zweifeld darüber, dass diese von Mami verfolgte Sorgfalt die Krankheitsfälle unter den vielen Kindern und uns, ihren eigenen Kindern, verringerte. Unsere Eltern achteten streng darauf, die Essenrationen gleichmäßig unter allen auszuteilen. Tatsache ist, dass kein Kind bei uns an Unterernährung starb. Sie achteten auch darauf, dass die Kinder ordentlich aßen und nicht alles auf einmal."

In dieser ganzen schrecklichen Zeit bewahrte sich das Ehepaar eine optimistische Stimmung und es gelang ihnen, ihre Kinder und auch die anderen Kinder davon zu überzeugen, dass... es noch Hoffnung gibt! Selbst in den untersten Tiefen des Scheol und im Tal der Tränen, wo sich alle befanden, kämpfte Henny-Gittel wie eine Löwin, beseelt vom Glauben, dass alles gut werden würde, und damit "festigte" sie den seelischen und physischen Existenzkampf aller.

Hörte oder fühlte sie, dass eines der Kinder traurig oder verzweifelt war, ging sie sofort zu ihm hin und mit dem ihr eigenen Optimismus begann sie, in Worten eine rosige Zukunft auszumalen, die unmittelbar bevorstand; eine Zukunft voller Glück und Wohlstand, Freiheit und Sieg. Sie prophezeite unsere Rettung und die Niederlage unserer Feinde und gab ihren Worten unwiderlegbaren Inhalt. Sie besaß die erstaunliche Fähigkeit, alle davon zu überzeugen, dass es wichtig und lohnend sei, auszuhalten. Und alle ließen sich von ihr überzeugen, da sie fühlten, dass es nicht nur leere Worte waren, sondern, dass sie jedes Wort, das sie sprach, von ganzem Herzen glaubte. Auch die anderen Kinder glaubten ihr, diese unglückseligen Kinder, die plötzlich, am Anfang ihres Lebens, allein geblieben waren, ohne Vater und Mutter, in einer unsagbar schweren Welt. Ihnen bedeutete dieses fremde Menschenpaar alles: Herr und Frau Birnbaum waren ihre einzige Stütze, die einzigen, die ihnen ein Gefühl von Familie gaben, die sie mit Liebe und Wärme umgaben und sie ans Herz drückten. Die Kinder ehrten und verehrten ihre Pflegeeltern, nachdem ihnen immer wieder bewiesen wurden, dass sie sich auf sie und ihre Weisheit, Hingabe und Gutherzigkeit verlassen konnten. Die Hoffnung, die in ihre kleinen Herzen gedrungen war, glühte ununterbrochen und wärmte ihr Leben. So, sagen ihre Kinder stolz, wurde trotz der düsteren Zeit, das Leben aller Kinder gerettet, die unsere Pappi und Mami in Bergen-Belsen großzogen – mit

Ausnahme von zwei Kindern, die bereits in einem hoffnungslosen Zustand zu ihnen kamen und für die es keine Rettung mehr gab.

Woher schöpften dieser Mann und diese Frau ihre Kräfte? Was war es, dass sie zu dieser moralischen Höhe erhob, und dass auch anderen half, sich mit ihnen zu moralischer Höhe zu erheben, nicht zu fallen und weiterzugehen? Zweifellos unterstützte sie alle die Großherzigkeit und der Seelensadel des Vaters, und zweifellos trug dazu auch das starke Wesen der Mutter bei; die Sachlichkeit, die sie auszeichnete, die Energie; die Tatsache, dass sie in jeder Situation bestrebt war, ihr Möglichstes zu tun und unter den widrigsten Umständen zu manövrieren verstand. Diese Frau verstand es auch, mit ihren Mitmenschen umzugehen, ihr Vertrauen zu erlangen und mit ihnen zusammenzuwirken; auf diese Weise konnte sie kleine wichtige Erfolge erzielen: immer wieder noch etwas Essen, noch etwas Beheizung in der Baracke. Sie hielt dem Satan die schwache geballte Faust entgegen, bis er schließlich aufgab und sie in Ruhe ließ. Zweifellos schöpften ihre Pappi und Mami Kraft daraus, dass sie die ganze Zeit über zusammenblieben und nicht voneinander und von ihren Kindern getrennt wurden, so konnten sie gemeinsam einander unterstützen. Dieser Umstand zieht sich wie ein Leitmotiv durch die Erzählungen ihrer Kinder: "Die Tatsache, dass wir alle zusammen waren, wir Kinder und unsere Eltern – auch wenn sie noch Dutzende anderer Kinder hingebungsvoll betreuten – gab uns Halt. In dieser Familieneinheit lag unsere Kraft", sagen sie. Man kann wohl auch sagen, dass Familie Birnbaum etwas Glück hatte, obwohl sich mit "Glück" oder "Wunder" allein – auch wenn sie oft Mirakel erlebten – nicht die Tatsache erklären läßt, dass ihre ganze große Familie und der Großteil der Waisenkinder überleben konnten. Alle diese Gründe kamen scheinbar zusammen und ließen allen Chancen zuwider das Elternpaar und alle ihre Kinder, sowohl ihre eigenen wie auch die adoptierten, am Leben bleiben – an einem Ort, dessen alleiniges Ziel und Inhalt die Tötung war.

Doch da war noch etwas, etwas Verborgenes – und gleichzeitig scheinbar nicht weniger stark als alles andere: Ihre geistigen Werte – ihr Glaube an Gott, von Geburt an unauslöschlich eingepägt, waren Teil ihrer selbst, waren stark und unumstößlich, zuweilen aller irdischen Symbole bar, und gleichzeitig mächtig, wirkungsvoll und existent. Ihre Treue zu ihrem Judentum, ihre Frömmigkeit, die Beziehung zu ihrer Glaubenslehre, die ihnen zur Lebensdoktrin wurde – all dies half

ihnen, ihre Menschenwürde zu bewahren, an ihrer Identität als Mensch mit einzigartigem Charakter, an ihrer Kultur und Relevanz festzuhalten. Heschel gab die religiösen Bräuche und Gebote nicht auf, und er tat dies nicht nur als Erinnerung an die Vergangenheit, sondern als fester Anker und Versprechen für die Zukunft. Trotz der großen Schwierigkeiten und den entsetzlichen Bedingungen war Heschel bemüht, zusammen mit ein paar Freunden zu beten. "Nicht jeden Tag", erzählt sein Sohn Zvi, "aber zumindest an Feiertagen. Ich glaube nicht, dass sie alltags das Beten genau einhielten. Es gab ja sowieso keinen *Minjan*". Auf diese Weise war der Vater darum bemüht, trotz der damit verbundenen Lebensgefahr, doch um des Lebens willen, seinen Kindern und den seiner Obhut anvertrauten Kindern ihre Identität in Erinnerung zu rufen – Identität und Kultur, die mit der Anschauung der Nazis, die ihnen nach dem Leben trachteten, nichts gemein hatten.

Im Dezember 1944 feierte Jacob in Bergen-Belsen seine Bar-Mitzwa. Zu der Zeremonienfeier hatte Jacob den ganzen Torah-Abschnitt allein gelernt, ohne dass ihm jemand dabei half. Auf seiner Pritsche sitzend – bei dem entsetzlichen Bild seiner Umgebung, dem Gestank, den herzerreissenden Schreien draussen vor der Baracke der Menschen, die in den Tod geführt wurden, das Stöhnen und Weinen der hungrigen kranken Kinder – lernte er jeden Tag, zwang sich selbst dazu, konzentrierte sich einige Minuten und legte seinen Talmud beiseite, nahm dann beharrlich den alten Pentateuch wieder auf, von dem winzig kleine Buchstaben in antikem Hebräisch auf ihn zu kamen und manchmal aus den Reihen sprangen. "Unser Vater hatte von einem holländischen Juden eine Torahrolle erhalten; dieser hatte ihn gebeten, die Torahrolle nach Erez-Israel zu bringen. Vater hob sie sehr sorgfältig auf", erzählt Jacob. Es war kein leichtes Unterfangen, aber als der Tag der Bar-Mitzwa kam, gelang es seinem Vater, einen *Minjan* (von zehn Männern), darunter auch mehrere Rabbiner, in der Kinderbaracke zu versammeln, damit sein Sohn aus jener wertvollen Torahrolle seinen Torah-Abschnitt – Genesis, Kapitel 44, 18 - vorlesen konnte. Zu seinem bedeutungsvollen Tag erhielt Jacob, der sehr gerührt war, ein einziges Geschenk, das wertvoller war als Gold: ein Paar Strümpfe, die ihm seine Schwestern aus einem alten Pullover gestrickt hatten.

Im Frühjahr 1945 fand in der Kinderbaracke eine "Pessachfeier" statt. Verständlicherweise war es keine normale Pessachfeier, sondern eine zeremonielle Feier ganz besonderer Art. Seine Erinnerungen daran berichtet Jupp Weiss,

Judenältester im Lager Bergen-Belsen, in einem Brief, der in der "Jerusalem Post" veröffentlicht wurde. "Diese 'Pessachfeier' fand heimlich, in aller Stille – im 'Untergrund' statt. Es war in den Abendstunden. Draußen vor der Baracke stand einer der Jungen als Wächter, um uns vor einem 'überraschenden Besuch' der Nazis zu warnen. Auch das Zubereiten der Matzen (ungesäuertes Brot) war eine Aktion, die die daran Beteiligten in Lebensgefahr brachte. Es war Henny-Gittel gelungen, mit Hilfe von Max Meier, der in der SS-Küche arbeitete, etwas Mehl hinauszuschmuggeln. Das gestohlene Mehl wurde in einem ganz mit Erde zugedeckten Eimer weggebracht. Soni und ihr Vater kneteten dies wenige Mehl zu einem Teig, der natürlich für das Pessachfest nicht kosher war. Aus dem Teig formten sie drei oder vier kleine Matzen und Soni stieß mit einer Gabel Löcher in die Matzen. Zum Backen der Matzen – genauer gesagt: dieser "Mustermatzen" – baute der Vater eine Art "elektrische Kochplatte" aus einer Lampe, die er aus der Wohnbaracke organisierte hatte, als sich die Gelegenheit dazu bot. Mit Hilfe seines Freundes, Herrn Guttmann, von Beruf Elektriker, benutzten sie einen aus der Lampe freigelegten Kupferdraht und so entstand ein improvisierter Ofen, auf dem die symbolischen Matzen gebacken wurden. Das Backen fand in der Mitte der Kinderbaracke statt und war eine Art Zeremonie, die in das ganze Ereignis dieser "Sederfeier" mit eingeflochten wurde. Auf ihren Betten sitzend sahen die Kinder dem Backen der Matzen zu. Keines der Kinder lag oder schlief dabei. Sie waren sich völlig der Bedeutung und Heiligkeit dieser Minuten bewusst und beobachteten mit ernstesten Augen das Geschehen. In gänzlicher Stille verfolgten sie die Zeremonie. In der Phantasie der Kinder verbanden sich diese Matzen mit einer uralten, fast vergessenen Erzählung über die vor Tausenden Jahren von ihren Vorfahren in aller Eile gebackenen Matzen, als sie aus Ägypten auszogen.

Eines der Kinder war Albertico – ein etwa neunjähriger griechischer Junge, der gerade zu der Zeit zu ihnen gekommen war. Niemand wusste, zu wem er gehörte und was er durchgemacht hatte. Der Sprachschwierigkeiten wegen konnte er sich mit den anderen kaum verständigen, bis er schließlich etwas Holländisch lernte. Aber auch Albertico sah, wie die übrigen Kinder in der Baracke, mit glänzenden Augen dem Backen der Matzen zu. In diesem Augenblick glich er völlig den anderen jüdischen Kindern. Nach dem Matzenbacken las ihr Vater aus einer kleinen "Haggada" vor, die er aufbewahrt hatte und die Sederteilnehmer – "Messubim" –

sagten, auf ihren Stockbettpritschen sitzend, gemeinsam das "*Ma Nischtana*"-Gebet ("*was unterscheidet diese Nacht von allen anderen Nächten?*"). Über die besondere Art des Gebets, das ihr Vater an jenem "Sederabend" sprach, erfuhren die Kinder erst später. "Nach vielen Jahren zeigte uns mein Vater das Original eines Schriftstücks, das Rabbiner Davids, der Rabbiner des KZ-Lagers, geschrieben hatte", erzählt Zvi, "es war ein Gebet besonderer Art, das anlässlich dieses Pessachfestes verfasst worden war, da wir der Umstände wegen "*Hamez*" (gesäuertes Brot") essen mussten. Dieses emotionale Gebet war eine Art Entschuldigung vor Gott und verbunden mit dieser Bitte um Vergebung war das inständige Anflehen des Schöpfers, er möge uns am Leben erhalten, uns stützen und uns bald erlösen". Die Matzen, die sie bei dem "Seder" gebacken hatten, hob der Vater für alle Pessachtage auf. Die "Seder"-Mahlzeit der Kinder bestand aus ihrer täglichen Scheibe Brot, die zu dieser Zeit immer schmaler wurde.

Es war eine armselige, traurige "Seder"-Nacht, von Anfang bis Ende nicht den Religionsgesetzen entsprechend, mit gesäuertem Brot, mit einem Gefühl, als wäre uns etwas verloren gegangen; und trotz allem – vielleicht sogar gerade deshalb – schwebte über dem "Seder" eine Aura der Heiligkeit: Hoffnung, Inspiration, Wagemut und der Glaube der Gläubigsten.

Das jüngste der Kinder, der damals siebenjährige Schmuel-Sempi, war an Bauchtyphus erkrankt. Sein Zustand verschlechterte sich von Tag zu Tag. Ihr geliebter kleiner Sempi, ihr lieber Nachkömmling, schrie tagelang vor Schmerzen. Sein Bauch schwoll immer mehr an. Das Kind wurde immer schwächer und sein Zustand war kritisch, "es war schon so weit, dass man das '*Schma Israel*'- Gebet für ihn sprach", erinnert sich Jacob. Ihr Vater verlor die Hoffnung und blickte hilflos auf sein kleines Kind – ein Kind, dem es vergönnt war, geboren zu werden, zu leben, sich zu entwickeln und zu gedeihen, trotz der Flucht, der Haft, der Lebensgefahr, und nun verlöschte sein Leben, vor seinen Augen, ohne dass er seine Schmerzen lindern und ohne ihn retten zu können. "In seiner Verzweiflung hatte unser Vater schon einen "*Minjan*" (zehn zum Beten erforderliche Juden) bestellt", erzählt Susi. Der Lagerarzt, Dr. Ziegenoppaser, ein rothaariger Holländer, schlug vor, dem Kind einen Schlauch in den After einzuführen, um dadurch "Luft abzulassen", wie er sich ausdrückte – und so könnte das Kind vielleicht am Leben bleiben. Und tatsächlich,

noch während dieses Vorgangs, gerade als schon ein Minjan von zehn Männern eingetroffen war, hörte man deutlich, wie die Därme des Kindes zu arbeiten begannen. Von diesem Moment an erholte er sich. "Es war wie ein Wunder und deshalb gaben ihm die Eltern den Beinamen 'Haim' (= Leben). "

Schmuel-Haim kann sich beim besten Willen nicht an die Krankheit und das "Wunder" seiner Genesung erinnern, von dem ihm seine Geschwister erzählen; und überhaupt, gesteht er, hat er kaum irgendwelche Erinnerungen an die Zeit des Krieges, und schon gar nicht an seine Internierung im Lager Westerbork; er war noch zu klein. Er erinnert sich auch kaum an die Jahre im KZ-Lager Bergen-Belsen, das er 1945 zusammen mit seinen Eltern verlassen hatte. "Für kurze Momente blitzen vor meinen Augen Bilder auf", sagt er, "und vielleicht erinnere ich mich an Bruchteile von etwas, wobei ich mir nicht sicher bin, ob es tatsächlich geschah oder etwas, wovon man mir später erzählt hat; aber ich kann auf keine wirkliche Erinnerung aus meinen ersten Lebensjahren hinweisen. Anscheinend ist das eine Art von Eliminieren, das mir im Laufe der Jahre half, und vielleicht ist es auch gut so".

| |
|--|
| Seite 136, Seite 137 - Zeitungsartikel – Jerusalem Post - |
|--|

In den Monaten des Halbjahres 1945 kamen "Menschentransporte" aus KZ-Lagern in Polen nach Bergen-Belsen. Der Gesundheits- und Ernährungszustand dieser Menschen war sehr schlecht. Massenweise wurden sie im Lager umgebracht. Jeden Tag wurden ihre Leichen zu hohen Stapeln aufgehäuft und verbrannt oder in Massengräbern begraben. "Von diesen Transporten hat kaum jemand überlebt", erzählt Jacob, "zwar auch aus unserer Gruppe starben viele an Hunger und Krankheiten, aber als die Transporte aus Polen kamen, sahen wir die entsetzlichen Greuel; Berge von Toten. Ich erinnere mich, dass mein kleiner Bruder Schmuel – damals kaum fünf Jahre alt – zu Mami lief und ihr voller Angst sagte: Da ist wieder ein Wagen mit Leichen! Als zuvor Häftlinge aus unserer Gruppe vor Hunger anschwellen und auf ihre Körper drückten, blieb er in sich gekehrt, aber die Menschen, die aus Polen kamen, waren Knochenskelette, ohne Fleisch! Ich kann mich kaum daran erinnern, wie ich auf diese nicht endende Anzahl von Toten reagierte. Scheinbar gewöhnte ich mich daran! Kinder gewöhnen sich an alles. Ich erinnere mich, dass jemand aus dem polnischen Lager über den Zaun kletterte und auf die Zentralküche zuging, um etwas Essbares zu stehlen. Die SS-Aufseher sahen

es, ließen ihn mit dem Essen in der Hand aus der Küche gehen – und erschossen ihn dann, vor meinen Augen. Ich lief zu meinen Eltern, um es ihnen zu erzählen!"

Er erinnert sich auch an den Mut seiner Mutter, als sie an einem dieser schweren Tage eine SS-Offizierin im Lager um etwas Essen für die von ihr betreuten Kinder bat. Die SS-Offizierin nahm sie und den dreizehnjährigen Jacob mit in die Soldatenküche und gab ihnen Lebensmittel. Mit den Lebensmittel in der Hand kehrten sie in Begleitung der Offizierin in die in ihrem Teil des Lagers gelegene Kinderbaracke zurück. Die Zahl der Waisen in der Baracke stieg von Tag zu Tag. Die Mutter der Familie teilte unter ihnen die kostbaren Lebensmittel aus.

Es scheint, dass selbst an diesem entsetzlichen Ort es hin und wieder "kleine Wunder" gab, wie das unerwartete Verhalten von Personen, die den Eheleuten Birnbaum dabei halfen, für alle "ihre Kinder" Essen zu beschaffen. Einmal war es der deutsche Soldat, der heimlich für Milch sorgte; einmal war es eine SS-Offizierin; ein anderes Mal war es ein Kapo namens Kasemeier, der von den Familienangehörigen "Kaas-Meier" (Käse – auf Holländisch) genannt wurde, als er ihnen eines Tages eine kleine Holzkiste mit stinkendem Käse gebracht hatte. Diese Kiste war wie ein großer Schatz für sie.

In seinen Memoiren schrieb der Familienvater:

Später wurde die "Totenbaracke" geräumt und die Kinder kamen in eine andere Baracke. Kurz bevor die Alliierten nach Bergen-Belsen kamen, schlug man uns vor, dass wir uns für Christen erklären und in ein anderes, angeblich besseres Lager kommen würden. Wir wollten jedoch keinesfalls für Christen erklärt werden, außerdem glaubten wir nicht an das "bessere Lager". Wir zogen es daher vor, keine Vergünstigungen zu erhalten. Die Gruppe Kinder blieb dann noch mehrere Wochen in Bergen-Belsen und kurz vor der Befreiung wurden alle zusammen woandershin geschickt – ich kann mich nicht mehr erinnern, wohin. Als wir nach der Befreiung nach Amsterdam kamen, erfuhren wir zu unserer großen Freude, dass alle Kinder, die uns vom Lagerkommandanten zur Betreuung zugeteilt worden waren, dorthin zurückgekehrt waren. Wer weiß, welches Schicksal ihnen beschieden gewesen wäre, wenn wir mit ihnen gegangen und uns für Nichtjuden erklärt hätten, wie man uns vorschlug.

Zu der Zeit wußte man im Lager schon, dass der entsetzliche Krieg zuende ging und dass die deutsche Armee immer mehr zurückweicht. "Wie spürten den Vormarsch der Alliierten Streitkräfte", erzählen die Geschwister, denn jeden Tag flogen in der Ferne, am Rande des Horizonts, Kampffliegergeschwader, wie große Vogelschwärme, begleitet von unmissverständlichem Lärm und Getöse. Im Anfang versuchte die deutsche Luftwaffe noch ihre Kampfflieger zur Abwehr aufsteigen zu lassen, doch kurz darauf beherrschten die Kampfflieger der Alliierten ungehindert den Luftraum. Dies war das deutlichste Zeichen dafür, dass die alliierten Streitkräfte die deutsche Armee immer mehr bedrängten. Als die Nazis begriffen, dass für Bergen-Belsen der Krieg verloren war, wollte sich die Lagerkommandantur der menschlichen Wracks, die sich an diesem entsetzlichen Ort befanden, auf irgendeine Weise entledigen, Beweise und Greuelthaten verbergen; doch war es technisch unmöglich, alle hinzurichten oder zu vergasen - auch hatten sie noch nicht die Hoffnung aufgegeben, dass es ihnen möglich sein würde, die Diamanten der holländischen Diamantenhändler - die größten der Diamantenhändler waren im KZ-Lager inhaftiert - zu plündern und zu Reichtum zu kommen.

In seinen Erinnerungen schildert der Familienvater, dass in einiger Entfernung vom Bahnhof Bergen-Belsen ein sehr langer Zug stand. Anscheinend hatte man kurz zuvor Häftlinge aus anderen Lagern, deren Besetzung durch die Russen im Osten oder durch die Alliierten im Westen unmittelbar bevor stand, hierher gebracht.

Zahlreiche Gerüchte verbreiteten sich im Lager. Einige befürchteten, dass es Häftlingen aus anderen Teilen des Lagers möglich sein würde, unseren Teil des Lagers zu überfallen. Unser Lager war von den Häftlingen in anderen Teilen des Lagers - unter ihnen Verbrecher und Mörder - abgetrennt und war als "Sonderlager" bekannt. Die Befürchtung bestand, dass man vor der Besetzung durch die Alliierten es diesen gefährlichen Häftlingen ermöglichen würde, unser Lager zu überfallen und alle umzubringen, um sich so ein Alibi zu verschaffen. Häftlinge, die irgendeine Verbindung zur Lagerverwaltung hatten, hörten anscheinend Andeutungen in dieser Richtung. Deshalb kam Herr Alfeld zu uns und gab uns Anweisungen, wie wir uns verhalten sollten, um unser Leben zu retten. Was würde man retten können, falls sich diese Gerüchte bewahrheiteten: Keinesfalls sollte man den Befehlen widerstandslos Folge leisten. Noch vorhandenen Hockern nahmen wir die Beine ab, die uns im Fall eines Angriffs von Eindringlingen als Knüppel zur

Verteidigung dienen konnten. Für die Kinder unter unser Obhut waren wir bereit, gegen die Mörder zu kämpfen, trotz unserer physischen Schwäche. Keinesfalls wollten wir unser Leben kampflös opfern. Andererseits waren wir so naiv zu glauben, dass ein Teil unseres Lagers aus dem Frontbereich evakuiert und wir in ein anderes Lager im Innern des Landes gebracht werden würden. Doch das hartnäckigste Gerücht war, dass in dem Maße, indem der Zug Häftlinge aufnehmen konnte, Häftlinge in die Gaskammern geschickt werden würden. Es hieß auch, dass man Sondereinheiten der SS aus dem Vergasungslager zu uns gebracht hätte, die uns auf unserem Weg in die Gaskammern begleiten und uns bewachen würden, um jeden Fluchtversuch zu vereiteln. Die weitverbreiteste Meinung war, dass man uns vergasen würde.

Susi erinnert sich daran, dass sie hörte, wie sich ihr Vater mit Schlomo Samson unterhielt; sie sprachen über ihre Angst vor dem, was passieren würde, wenn sich die hartnäckigen Gerüchte bewahrheiteten und die Alliierten den Krieg gewinnen würden. "Beide befürchteten, dass die SS-Aufseher aus dem KZ-Lager abziehen und die Häftlinge aus den anderen Teilen des Lagers unser Lager in Massen überfallen würden", erzählt Susi, "sie waren sich darüber einig, dass es durchaus unklar sei, mit wem sie es zu tun hätten und da sie große Angst hatten, begannen sie, die Beine von Hockern im Lager abzumontieren; sie versteckten diese, um sich notfalls damit verteidigen zu können".

Kurz danach erkrankte Susi. Es sah aus, als hätte sie eine schwere Lungenentzündung und wurde in das Lagerkrankenhaus gebracht. Susi lag im oberen Teil des Stockbetts. Im Bett unter ihr lag eine alte Frau. Oft kam ihre Tochter, sie besuchen. Diese Frau war früher einmal sehr angesehen gewesen und die Familie hatte sie gekannt. Jetzt war der Körper der kranken Alten von Hungerödemen übersät. Ein Todesgeruch ging von ihr aus – ein Geruch, den Susi im Laufe der Jahre, als sie als Krankenschwester im "Scha'arei Zedek"-Krankenhaus im Dienst war, zu erkennen gelernt hatte. Ihr gegenüber am Fenster lag ein junger Mann namens Mosche Nordheim, der an einer Blinddarmentzündung litt. Sein Vater war Arzt und assistierte bei seiner Operation, doch die Mittel, die zum Abheilen der Operationswunde vorgesehen waren, waren minderwertig; deshalb lag der junge Mann lange Zeit dort. Er hatte Schmerzen und litt an Komplikationen.

Das "Krankenhaus" hatte nur ein Krankenzimmer und so brachte man alle Kranken dorthin. Auch eine schwer geistesranke Frau: Frau Frey Asscher-Pinkhof. "Sie war ein bildschönes Mädchen", erinnerte sich Susi, "aber völlig unberechenbar. Jeden Tag, wenn der Arzt zur Visite kam, holte sie ihren Brotkasten hervor und bat ihn auf überzeugendste Weise, ein paar Brotwürfel zu nehmen. Der Arzt wies dies beharrlich zurück, nur ein einziges Mal beging er den Irrtum, ihr nachzugeben – er meinte wohl, sie damit zufriedenzustellen dass er ihre Bitte erfüllte; doch als er seine Hand in den Brotkasten steckte, erlitt das junge Mädchen einen Wutanfall und fiel über ihn mit Flüchen und Schlägen her. In der Nacht litt sie noch immer an ihrem Wahnsinnsanfall, rannte zwischen den Betten herum und hob einen kleinen Jungen (Freddy, eines der Kinder in der Obhut unserer Eltern) auf den Arm. Alle im Zimmer befürchteten, sie könnte ihm etwas antun und es gelang ihnen, das Kind aus ihren Armen zu retten. Vor lauter Angst ging ich aus meinem Bett zu meiner Bettnachbarin. Als Pappi zu Besuch kam, erzählte ich ihm davon; er war mir sehr böse deswegen, weil die alte Frau, die dann später starb, an Tuberkulose litt. Weder er noch die anderen wussten damals, was sich erst später herausstellte, dass ich selbst an Tuberkulose erkrankt war."

Eines Tages holte man alle Diamantenschleifer und trennte sie von den übrigen Häftlingen. Die Kinder dieser Gruppe wurden in das ihnen gegenüberliegende Lager gebracht. Ihre Eltern wurden fast alle ermordet. "Anscheinend war es den SS-Aufsehern schon klar geworden, dass es da keine Diamantenschätze gab, wie sie bis zur letzten Minute gehofft hatten", sagt Susi. Zu der Zeit war Susi aus dem "Krankenhaus" entlassen worden, nachdem sie sich von ihrer als Lungenentzündung bezeichneten Krankheit erholt hatte; viel später erst stellte es sich heraus, dass sie an Tuberkulose erkrankt war. Als sie aus dem "Krankenhaus" kam, sah sie ringsum Berge von Leichen und sterbende menschliche Skelette, die auf Wagen verladen und zum Krematorium gebracht wurden.

Auch der Vater erzählt in seinen Memoiren, dass je mehr sich die Gerüchte über die alliierten Streitkräfte vermehrten, desto schlechter wurde die Lage im Lager und es wurde immer unerträglicher. Tagelang erhielten die Lagerinsassen nicht einmal ihre kleine Brotration. Die Menschen starben wie Fliegen. Die noch am Leben waren, wussten nicht, was sie mit den Bergen von Leichen in den Baracken tun sollten und legten sie auf den Fußboden.

Da kaum Licht in die Baracken fiel, musste man aufpassen, um nicht über eine der Leichen zu stolpern.

Der Vater schreibt in seinen Erinnerungen:

Einmal, als ich ein Kind aus der großen Baracke holen wollte, nachdem sein Vater gestorben war, erschütterte mich die große Anzahl lebloser Körper, die schon früh am Morgen auf dem Fußboden lagen. Ich fand dann das Kind – Walter Kugler – auf der mittleren Pritsche des dreistöckigen Bettgestells, in der Reihe, in der sein Vater auf dem Fußboden lag. Das Kind war in einem derart heruntergekommenen Zustand, dass man ihn bald neben seinem Vater auf den Fußboden legen würde. Er war verhungert, nur noch Haut und Knochen. Er konnte nicht allein von der Pritsche aufstehen und als ich ihm beim Anziehen half, hatte er nicht die Kraft, auf den Füßen zu stehen. Seine Beine waren spindeldürr. Seine Augen, die in seinem mageren Gesicht umso größer schienen, sprachen wortlos, was sein Mund nicht erzählen konnte. Seiner allgemeinen Schwäche wegen war er nicht fähig, zu sprechen. Wie sollte ich das Kind zu den anderen von uns betreuten Kindern in die Baracke bringen? Die nicht mehr so strenge Lagerordnung erlaubte es mir, nur mit den Kindern zu arbeiten und niemand zwang mich mehr, Außenarbeit zu verrichten. Ich fand jemanden, der mir mit dem Kind half, das sich nicht von der Stelle rühren wollte. Er richtete seinen Blick auf die Leiche seines Vaters – früher war er einer der besten Tennisspieler in Nürnberg gewesen. Das Kind war sehr traurig, aber vergoss keine Träne. Es wollte wieder zurück auf seine Pritsche. Nur mit größter Mühe konnte ich ihn dazu bringen, mit mir mitzugehen. Er war auch zu schwach, um dort allein zu bleiben und nicht meinen Bitten zu folgen. Man half mir, das Kind aus der Baracke zu holen. Ich selbst konnte kaum auf den Füßen stehen. Meine Beine waren von Hungerödemen geschwollen. Auch war ich zutiefst erschüttert, als ich den Zustand in der Baracke sah. Er unterschied sich nicht von dem Zustand in anderen Baracken. Ich war sehr geschwächt und konnte das Lageressen nicht zu mir nehmen. Hätte ich nur einen Löffel von dem Essen in den Mund genommen, wäre ich wohl sicher gestorben... Trotzdem nahm ich den Jungen auf den Arm – er wog ja so wenig – und brachte ihn in die Kinderbaracke. Er bekam das untere Bett in dem dreistöckigen Bettgestell. Er wollte nicht essen. Wir konnten ihm eigentlich nur von dem Essen geben, das wir aus der SS-Küche erhalten hatten, aber einige Lagerinsassen hatten kleine Lebensmittelpakete vom Roten Kreuz

erhalten. Im Tausch gegen Zigaretten konnten wir etwas zu Essen erhalten und den Kindern geben. Walter war dabei natürlich an erster Stelle. Vorsichtig begannen wir, ihn mit etwas Suppe von der Lagerration zu füttern. Da er sich weigerte, etwas zu sich zu nehmen, mussten wir fast einen pädagogischen Trick anwenden. Es dauerte lange, bis er selbst Hunger verspürte und um etwas zu essen bat. Allmählich konnte er auch vom Bett aufstehen, wieder stehen und gehen. Wir hatten bei ihm das Gefühl, dass er vom sicheren Tod auferstanden war.

Das Kind, Walter Kugler, erholte sich weiter und hatte wieder Appetit. Der Tag, an dem er wieder auf seinen Füßen stehen konnte und wieder allein gehen konnte, war für die Eheleute Birnbaum ein Tag wahrer Freude. Nach der Befreiung kam das Waisenkind zu Verwandten nach London. Später erhielt Joshua-Heschel von Walter einen herzlichen Brief, worin Walter schrieb: Ich bin Ihnen so dankbar, lieber Herr Birnbaum, dass ich am Leben geblieben bin. Das Leben ist ja so schön!

In diesem Kapitel seiner Memoiren erzählt Joshua-Heschel weiter:

Später beendete Walter Kugler sein Studium in London und heiratete in England eine Nichtjüdin. Der Kontakt zu Joshua-Heschel brach ab, vielleicht deswegen, weil der junge Mann seine dunkle Vergangenheit vergessen und sie aus seinem Leben streichen wollte.

Susi erinnert sich, dass ihr Vater eines Tages an einem schmerzhaften Abszeß am Gesäß litt und sich nicht von der Stelle rühren konnte. Ihre Mutter sah keinen anderen Ausweg und legte ihn in ein Bett in der Kinderbaracke. Als die SS-Aufseher in die Baracke kamen, um die Kinder zu zählen, zählten sie auch den Vater als eins der Kinder. Bis heute weiß Susi nicht, wie die Sache schließlich doch noch gut ausging.

"In einem anderen Teil der Baracke versetzte eines Tages ein SS-Aufseher jemandem schwere Schläge; er erschlug ihn einfach mit seinen furchtbaren Schlägen. Dieser Vorfall verfolgt mich bis heute", erzählt sie.

Die Art und Weise, in der der Vater und seine Frau sorgfältig darauf achteten, dass die Kinder in ihrer Obhut das wenige Essen zu sich nahmen, das man in Bergen-Belsen während der letzten Wochen bekommen konnte, schildert der Vater in seinen Erinnerungen. Seinen Schilderungen ist zu entnehmen, dass für diesen gutherzigen Mann, der bis ans Ende seiner Tage gottesfürchtig war und sehr wohl

die Umstände verstand, das Leben – vor allem der jüdischen Kinder – oberstes Gebot war und über allem stand, auch über Bedenken, die mit Kaschrut-Gesetzen verbunden waren:

Wir achteten sorgfältig darauf, dass die Kinder wenigstens die Rationen aßen, die ihnen zustanden. Von der Lagersuppe erhielten wir jeden Tag genug. Manchmal bekamen wir eine Art Muschelfleisch oder Krebse, doch als wir sahen, wie die Erwachsenen dieses Essen gierig verschlangen, bestanden wir darauf, dass alle Kinder, auch unsere eigenen Kinder, alles aßen, was man bekommen konnte. Wir selbst hatten mehrere Stangen Zigaretten, die wir vor den SS-Aufsehern und vor den Dieben unter uns versteckten, die sie bestimmt gestohlen hätten, wenn sie davon gewusst hätten. Solange wir noch unsere Zigaretten hatten, tauschten wir sie bei den Glücklichen, die Pakete vom Roten Kreuz erhielten, gegen etwas Essbares aus. Auf diese Weise konnten wir den Kindern eine etwas bessere Versorgung zuteil werden lassen.

Susi erinnert sich noch gut an die Rote-Kreuz-Pakete aus Schweden, die jene Glücklichen erhielten und die teilweise auch auf verschiedenen Wegen in die Kinderbaracke gelangten. "In den Paketen lagen Schinkenstücke und Zuckerwürfel. Unser Vater rührte das Fleisch natürlich nicht an, aber verlangte von uns ausdrücklich, es zu essen und ich erinnere mich noch, wie gut es schmeckte", lächelt sie und fügt hinzu: "Es gab da auch Konserven mit Schnecken. Unser Vater zwang uns, die Schnecken zu essen, aber sie schmeckten abscheulich. Gina erinnert sich, dass Erbsensuppe ausgeteilt wurde, in der Speckstücke schwammen. "Als wir die Speckstücke vom Teller warfen, verlangte unser Vater, dass wir damit aufhören und zwang uns, alles zu essen – alles, was es gab, ohne Rücksicht auf die Kaschrut-Gesetze. Er sah darin eine Quelle für Kohlehydrate und Proteine und wusste, wie wichtig diese für den Körper waren. Dies rettete uns schließlich das Leben.

Je mehr sich das Ende des Krieges näherte, war der Himmel von unzähligen Kampfflugzeugen der Alliierten bedeckt. Susi und Gina erinnern sich noch gut daran, dass der physische Zustand ihrer Eltern damals äußerst schlecht war. Beide litten an schweren Ödemen an den Beinen – eine Folge des lang andauernden Hungers. "Ich erinnere mich daran, dass als unsere Mutter mit dem Finger auf ihren Körper drückte, dort eine Vertiefung blieb – ein Zeichen von Proteinmangel", sagt

Gina, "viele Dinge, an die sich Susi erinnert, sind mir völlig aus dem Gedächtnis verschwunden. Aber es gibt Bilder und Gerüche, die nie erlöschen werden".

Über den Anfang vom Ende des furchtbaren Krieges schrieb der Vater Dutzende Jahre später in Israel:

Selbstverständlich gab es in Bergen-Belsen keine Zeitung, aber trotzdem gab es Informationsquellen, die über das berichteten, was uns im Lager besonders interessierte. Vor allem in den letzten Wochen und Monaten war eine Änderung im Verhalten der SS-Aufseher, die über uns herrschten, zu spüren. Rings um das KZ-Lager herum standen mehrere Wachtürme, von denen man das ganze Lager bewachen und alles Geschehen dort beobachten konnte. Plötzlich hörte ich den Wachmann auf dem Turm singen, die meisten Lieder waren grobe Soldatenlieder oder Marschlieder. In den letzten Wochen hörte ich ihn ein Lied singen, der folgenden Refrain hatte: "Auf jeden Dezember folgt immer ein Mai". Bei den Außenarbeiten in dem jungen Wäldchen, wo man uns immer unter Schlägen mit dem Gewehrkolben dazu antrieb, die Wurzeln alter Bäume aus der Erde zu ziehen und sie nach oben zu tragen, was den armen ausgehungerten und geschwächten Häftlingen nicht immer gelang, trotz der Schläge, oder vielleicht wegen der Schläge – wurden die SS-Aufseher und Kapos gemäßiger und rücksichtsvoller. Manchmal kam es vor, dass der SS-Aufseher einem der Häftlinge die Axt aus der Hand nahm und die Arbeitsgruppe fragte, welcher junger Baum zu fällen sei, worauf er gerade einen schönen, gut entwickelten Baum mit ein paar Axthieben fällte und dabei rief: "Für Hitler!" Viele SS-Führer versuchten, sich ein Alibi zu verschaffen – nie hätten sie Juden geschlagen – und erlaubten es sich, ein gewisses Maß an Milde und sogar Freundschaft ihren Untergebenen gegenüber zu zeigen. Sie gaben uns selbst Berichte von der Front und so erfuhr man im Lager über den Vormarsch der Alliierten im Westen und über den Zusammenbruch der Ostfront, dass die "Befreier" sich sowohl vom Westen als auch vom Osten her dem KZ-Lager näherten; bis dann schließlich von einer Evakuierung der Häftlinge aus dem Lager gesprochen wurde.

Die für die Verwaltung des KZ-Lagers Verantwortlichen, die zu dem Vernichtungsplan direkte Verbindung hatten und die unmenschlichen Maßnahmen zur Ausführung brachten, versuchten, es zu vertuschen und alle Beweise ihrer Taten zu vernichten. Die Häftlinge, die im Krematorium des KZ-Lagers beschäftigt

wurden, verschwanden; sie waren direkt mit dem Vernichtungskommando der SS in Verbindung gewesen. Andere zwang man, an Leichenschändungen teilzunehmen – sie mussten Goldzähne aus dem Mund der Toten ziehen, ihnen Ringe von den Fingern abziehen und ähnliches – bevor die Leichen in die Verbrennungsöfen gebracht wurden.

An anderer Stelle schreibt der Vater in seinen Memoiren über diese letzten Wochen ihres Aufenthalts in Bergen-Belsen:

Die westlichen Streitmächte näherten sich immer mehr dem KZ-Lager; auch die östlichen Streitmächte marschierten westwärts. Die Lagerverwaltung fühlte sich bedroht. Sie brachten Transportzüge mit Häftlingen aus KZ-Lagern im Osten, damit sie nicht den Russen in die Hände fallen. Häftlinge aus unserem Lager, die zu Außenarbeiten beordert wurden, mussten die Waggons reinigen, nachdem die neuangekommenen Häftlinge irgendwie in dem riesengroßen Lager untergebracht worden waren. Sie berichteten über grauenvolle Geschehnisse. Oft fand man an den Wänden der Zugwaggons Warnungen, die mit Blut geschrieben waren, weil sie keine Tinte hatten: "Glaubt nicht, dass man in ein Arbeitslager kommt, sondern man bringt uns hierher, um uns zu ermorden". Es gab auch Berichte über die Gaskammern und Schilderungen der tierischen Grausamkeit des Kapos und der SS, die sie bewachten. Nachdem der Transportzug leer war, blieb er stehen und wartete auf Häftlinge aus dem Lager der Holländer – von denen sich die SS-Aufseher noch immer eine Diamantenbeute erhofften. Die holländischen Häftlinge sollten scheinbar in die Gaskammern verschickt werden. So würde Platz sein für den Häftlingsstrom aus anderen KZ-Lagern.

Der Abtransport aus dem Lager: Der Anfang vom Ende

Die Häftlinge im "Sternlager", darunter auch Familie Birnbaum und alle ihre Kinder, konnten nicht wissen, dass nur sechs Tage zwischen dem Tag ihrer Evakuierung aus Bergen-Belsen und der Befreiung des KZ-Lagers durch die britische Armee lagen. Am 9. April 1945, kurz nach dem Pessachfest, wurde der Befehl gegeben, das "Sternlager" zu räumen. Die Häftlinge aus dem Sternlager mussten bis zur Bahnstation marschieren, eine Strecke von sechs Kilometern von den Toren des KZ-Lagers. Es war keine regelrechte Bahnstation, sondern eine erhöhte Rampe, an

der die Transportzüge hielten. Diese Rampe diente einzig und allein den Vernichtungsabsichten der Nazis im KZ-Lager. In die Transportzüge hier stieg nur **eine** Sorte von Menschen ein und aus: Unglückliche Opfer, die entweder in das KZ-Lager oder aus dem KZ-Lager verschleppt wurden. Auf diese Weise wollten die Nazis das Bekanntwerden der von ihnen verübten Massenmorde tarnen und einschränken – selbstverständlich nur soweit möglich, da einige Häuser sich unweit der Rampe, praktisch in Sichtweite befanden.

Bevor sie aus dem KZ-Lager gingen, zogen sich die sechs Birnbaum-Kinder und die Dutzenden von Kindern, die in der Obhut der Eltern waren, alle ihre abgetragenen Kleider an, eine Schicht über der anderen. Die Kleider waren sowieso voller Läuse und Flöhe. Wie bei früheren Gelegenheiten und trotz der großen Gefahr, die dieser gewagte Schritt bedeutete, zögerte ihre Mutter auch diesmal nicht, sich an den SS-Kommandanten zu wenden und ihm zu sagen, dass die Kinder keinesfalls fähig wären, die weite Strecke bis zum Transportzug zu marschieren; und wenn die SS wollte, dass sie zur Rampe kommen, müssten sie dafür sorgen, dass sie dorthin gefahren werden. Hier ist zu erwähnen, dass zu der Zeit die Nazis ziemlich verwirrt waren – vor allem die Lagerführer und die hohen Offiziere. Sie wussten schon, dass die Wehrmacht von den alliierten Streitkräften schwere Niederlagen erleidet. Sicherlich befürchteten sie auch, dass sie möglicherweise in naher Zukunft über die von ihnen begangenen Verbrechen Rechenschaft ablegen werden müssen. Die strenge, grausame SS-Offizierin, die gegen Kriegsende quasi milder wurde und Frau Birnbaum und ihren Kindern gegenüber verschiedene Gesten des Wohlwollens machte, tat dies nicht aus Gutherzigkeit, sondern eher aus Schmeichelei, aus egoistischen Beweggründen. Diese Frau, die wie viele andere spürte, dass sich die Schlinge um ihren Hals zuzieht, sprach öfters offen über die Niederlagen, die die Nazis bei den Kämpfen erlitten, gab Einzelheiten über die Kriegslage an den verschiedenen Fronten und sagte sogar, dass die Kapitulation der deutschen Wehrmacht nur noch eine Frage der Zeit wäre. Diese Stimmung von Panik und Angst, die sich unter den Offizieren des KZ-Lagers ausbreitete, da sie wussten, dass die alliierten Streitkräfte mit Riesenschritten näher kamen, half scheinbar auch ihrer Mami. Mit ihren geschärften Instinkten nahm sie die Veränderungen in der Gemütsverfassung und dem Kräftegleichgewicht wahr und begriff, dass sie die Bedingungen etwas verbessern konnte. Und tatsächlich kam

man ihrer Forderung nach: die Nazis stellten ihr einen Lastwagen zur Verfügung. Die kranken Kinder wurden auf den Lastwagen gehoben, darunter auch Sempi, der noch immer sehr schwach war und nicht auf den Füßen stehen konnte. Diese Initiative der Mutter half den Familienangehörigen und anderen Kranken, die sich ihnen angeschlossen hatten. Der Lastwagen brachte alle bis zu der außerhalb des Lagers gelegenen Rampe. Dort angekommen, stiegen sie vom Lastwagen, setzten sich auf den freien Platz und warteten auf den Transportzug, der sie woandershin bringen sollte. In seinen Memoiren schildert Joshua-Heschel den qualvollen Weg, den alle, die zum ersten Mal nach Bergen-Belsen kamen, zu Fuß bis zum Lagertor gehen mussten. Zweifellos rettete die Initiative seiner Ehefrau einigen der Kränksten das Leben, indem sie ihnen diesen schweren Fußmarsch ersparte, als man sie aus dem Lager hinausführte.

Trotz des gebrechlichen, lebensgefährlichen Gesundheitszustandes der Häftlinge trugen die jetzt vermehrt umlaufenden Nachrichten über den Vormarsch der alliierten Befreiungsarmee dazu bei, vielen neue Hoffnung, Kraft und stärkeren Willen zu geben, noch eine Weile auszuhalten, nur noch eine kleine Weile, bis die Rettung kommt. Keiner wusste genau, was der Tag bringen würde und was sie noch durchmachen müssen, bevor sie aus dem grausamen Würgegriff der Nazis befreit werden. Ausnahmslos alle hofften, dass das Ende ihrer Leiden, das Ende ihrer Gefangenschaft unmittelbar bevorsteht, dass das etwas bessere Verhalten der Nazis ein verheißungsvolles Zeichen sei und dass von jetzt an alles besser werden würde.

Jedoch noch am gleichen Tag machte die Wirklichkeit die aufkeimende Hoffnung, den vorsichtigen Optimismus, zunichte; obschon die Wirklichkeit die Hoffnung nicht völlig zum Verlöschen bringen konnte, wirkte sie wie eine kalte Dusche, die die leidende Haut der unglücklichen Häftlinge erschauern ließ. Als sie noch auf dem Platz vor der Rampe warteten, hielt dort ein langer Zug. Aus diesem Zug stiegen – richtiger: fielen völlig erschöpfte Häftlinge in Sträflingskleidung. Man hatte sie aus anderen KZ-Lagern hierher verschleppt. Sie waren in einem entsetzlichen Gesundheitszustand – nur noch Skelette. Sie krochen dahin, weil sie zum Gehen keine Kraft mehr hatten. Sie fielen aus dem Zug heraus, lagen einer auf dem anderen.

"Ich kann mich noch gut daran erinnern", erzählt Soni, "wie zwei SS-Männer auf diesen dichten Menschenhaufen zwei Scheiben Brot warfen und wie sie

lachten..... aus vollem Hals lachten, als sie sahen, wie die Menschen übereinander herfielen und miteinander um einige Brösel der Scheibe Brot rangen. Als ich dieses Schauspiel beobachtete, hasste ich die tierischen Nazis aus vollem Herzen. Ich begriff etwas über das Wesen des Menschen. Als kleines Mädchen im KZ-Lager lebte ich in großer Enge mit vielen anderen Häftlingen zusammen und war allen möglichen Verhaltensweisen der verschiedenen Menschen ausgesetzt, die versuchten, unter diesen Lebensbedingungen seelisch und physisch am Leben zu bleiben. Immer wieder wurde mir klar, dass Position und Bildung nicht den Menschen ausmachen und dass der Geist des Menschen, seine Menschlichkeit von größerer Bedeutung ist. Unter derart entsetzlichen Lebensbedingungen verloren manche ihre menschliche Gestalt. Sie waren dazu fähig, ein Kind, eine Frau oder eine schwache Person zu schlagen, nur um ihnen das letzte Stück Brot aus der Hand zu reißen. An diesem schrecklichen Ort zeigten sich öfters gerade einfache Menschen – "Menschen aus dem Volk" – in ihrer ganzen menschlichen Größe – während andere, gelehrte und vornehme Menschen, sich in ihrer ganzen menschlichen Häßlichkeit enthüllten. Ich lernte, dass nur die innere Persönlichkeit Bedeutung hat – nicht die äußere oder der Titel oder Status. Ich lernte es, den Menschen zu sehen, was er in sich hat, und dieses Wissen begleitet mich mein Leben lang."

Unter den Skeletten, die die Kinder am Platz der Bahnstation sahen, war auch Wolfgang Wisch. In Westerbork hatte Wolfgang in dem von den Eltern geleiteten "Kinderheim" gewohnt. Später wurde er dann nach Auschwitz deportiert. Alle waren tief erschüttert, ihn jetzt wiederzusehen; er war nur noch Haut und Knochen, aber lebte noch. Viel später wanderte der jüdische Überlebende der Schoah nach Israel aus und ging nach Naharija. Die Familienangehörigen erinnern sich an ihn als einen blonden, muskulösen, breitschultrigen, gutaussehenden Mann, der immer mit dem Motorrad fuhr. Viele Jahre nach seiner Ankunft in Israel, kehrte er nach Deutschland zurück und wohnte in Hamburg. Dort wurde er Bordellbesitzer und wurde sehr reich.

In diesem ganzen schrecklichen Chaos sah Susi plötzlich etwas, das ihre Aufmerksamkeit erweckte. Es war der alte Mantel ihrer Mutter, der Mantel, den sie sich an ihrem ersten Tag im KZ-Lager ausgezogen hatte, den man ihr dann wegnahm und verschwand. Einer der Häftlinge aus den anderen Lagern hatte ihn

angezogen. Es bestand kein Zweifel darüber, dass es derselbe Mantel war: Alle erkannten sofort den ganz besonders eleganten Mantel, der von einer Maßschneiderin angefertigt worden war und ein einmaliges Kleidungsstück war. Die Kinder riefen ihre Mutter, dass auch sie sich ihren alten Mantel ansehe. Und da, bei diesem lächerlichen Anblick, trotzdem sie ausgehungert, krank, müde und ängstlich waren – fingen alle laut zu lachen an.

Kurz danach kam ihr Transportzug.

In seinen Erinnerungen schildert der Vater ihre Erlebnisse an jenem Tag:

Der Transportzug, mit dem wir abtransportiert werden sollten, war sehr lang. Die Mehrzahl der Waggons waren hohe Güterwaggons. Die ausgehungerten KZ-Häftlinge wurden in die Waggons gepresst, bis sie zum Ersticken voll waren. Außer den Güterwaggons gab es auch zwei oder drei Personenwagen.

Der Vater setzt seine Schilderung fort:

Als wir mit den Kindern zur Rampe kamen, wurden wir in einen der Personenwagen geschoben, die sich in der Mitte des Zuges befanden. Viele ältere Häftlinge versuchten, mit uns in den Personenwagen zu gelangen, doch nur einem Arzt und einer Frau, die sagte, sie sei Krankenschwester, erlaubte man es. Da waren viele, die ich schätzte und bewunderte und ich hätte sie gern bei uns gesehen, aber es wurde nicht erlaubt. Wie vielen anderen musste die Mutter von Isi Van der Horst, im Lager bleiben. Sie war so krank, dass sie kaum ihre Füße bewegen konnte; jetzt konnte sie sich ruhigen Herzens von ihrem Kind verabschieden, nachdem wir ihn zu uns genommen hatten. Auch die Kinder von Rabbiner Dassberg sel. A. kamen zu uns. Ihren jüngeren, etwa zehn Jahre alten Bruder, der sehr krank war, nahmen wir zu uns in den Zugwagen.

An jenem Apriltag wurden die Häftlinge aus dem "Sternlager", die Zertifikate besaßen, in den Zug gebracht. Unter ihnen war auch eine Gruppe Juden aus Griechenland, Jugoslawien und Frankreich sowie holländische Juden, alle Diamantenhändler und Bankiers, die sich die Nazis vorläufig noch "für den Notfall bereit behielten". Unter den Griechen war ein Junge aus Saloniki, der ganz allein war und den alle Albertico nannten. Sie wussten von einem weiteren Zug, der am

selben Tag abgefahren war und in dem Häftlinge aus dem ungarischen Lager sowie einige holländische Häftlinge aus dem Sternlager waren. Einige sprachen auch von einem dritten Zug, der am selben Tag abgefahren sein sollte, doch niemand war sich dessen sicher.

Das ursprüngliche Ziel ihrer Fahrt war das KZ-Lager Theresienstadt – so wurde ihnen gesagt – doch gleich zu Anfang war es klar, dass die Verkehrsverbindung so schlecht war, dass es schwer vorauszusehen war, wo ihre Fahrt enden würde. Tatsächlich stellte es sich im Nachhinein heraus, dass sie Glück gehabt hatten, und dass noch während der Fahrt das Ziel geändert wurde. "Wegen der Gruppe kleiner Kinder in unserer Obhut", erzählt Jacob, "wurde uns ein Personenwagen zugeteilt, indem es ein paar Sitzbänke und sogar Fenster gab, so dass man wenigstens atmen konnte." Aber der Zug fuhr noch nicht ab. Drei volle Tage, die unerträglich lang schienen, saßen die Häftlinge in dem Zug, ohne Essen und Trinken. Irgendwie gelang es ihnen, an Wasser zu kommen. Sie ernährten sich von Steckrüben, die sie in der Nähe der Rampe fanden. Erst drei Tage später kam der Befehl und der Zug setzte sich in Bewegung.

Zwei Wochen lang waren die Häftlinge mit dem Zug unterwegs, bis die mühevollen Fahrt dann schließlich am 23. April zuende war. Auf der Fahrt sorgten die Eheleute Birnbaum nicht nur für ihre sechs Kinder, sondern auch für über vierzig andere Kinder. Keiner der Häftlinge im Zug, weder die Erwachsenen noch die Kinder, die alle schwach, krank und von Läusen verseucht waren, erhielt während der ganzen entsetzlichen Fahrt auch nur eine einzige Essen- oder Trinkration. Auch Toiletten standen ihnen nicht zur Verfügung. Unter diesen unmenschlichen Bedingungen von Unterernährung, Krankheiten und Erstickung lagen viele der Häftlinge im Sterben. Viele starben in den Waggons des Zuges, der in rasend schneller Fahrt ziellos umher irrte. Unterwegs wurde der Zug – einer der Häftlinge nannte ihn: "die Hölle auf Rädern" – von den Luftstreitkräften der Russen, Engländer und Amerikaner bombardiert. Dabei wurden Häftlinge in den anderen Waggons verletzt. Wie durch ein Wunder wurde keiner der Häftlinge in ihrem Waggon verletzt, obwohl Geschosse hin und wieder durch die Wände der Waggons drangen.

"Bei einer dieser Bombardierungen", erzählt Soni, "als alle auf dem Boden, unter den Bänken lagen und die Kinder vor Angst weinten und schrien, kroch eins

der kleinen Kinder zu Pappi und sagte ihm: 'Ist es jetzt nicht an der Zeit, das 'Schmah-Israel' – Gebet zu sagen? Sie haben uns doch gelehrt, dass man bei Lebensgefahr das 'Schmah'-Gebet sagen soll'; und so sagten wir alle mit lauter Stimme das 'Schmah-Israel'-Gebet. Als wir mit dem Gebet fertig waren, herrschte Stille im Waggon und die Kinder hatten sich, wie von einem Zauberstab berührt, vollkommen beruhigt."

Über dieses Ereignis im bombardierten Eisenbahnwaggon schreibt der Vater später in seinen Erinnerungen:

Plötzlich fühle ich, das ein Kind auf allen Vieren zu mir kam. Es war Isi Van der Horst, dessen Vater schon vor einiger Zeit umgekommen war; seine Mutter hatte uns ihren Sohn anvertraut, da sie todkrank war und selbst nicht mehr zum Zug kommen konnte. "Herr Birnbaum, Herr Birnbaum", flüsterte er auf Holländisch, als er dicht bei mir war, "ist es jetzt nicht an der Zeit, das 'Schmah-Israel' – Gebet zu sagen?" Das Kind rief mir wieder insBewusstsein zurück, was wir in diesem Augenblick zu tun hatten. "Ja, Isi, du hast ja recht", und ich begann, mit bewegter lauter Stimme, damit alle Kinder es hörten, das 'Schmah-Israel' – Gebet zu sagen und die Kinder wiederholten es Wort für Wort; es berührte ihre Seele. Die Wirkung im Zugwaggon war bewegend. Jedes Kind, jeder Häftling, der auf dem Boden des Waggons lag, stimmte mit stiller, verhaltener Stimme in das Gebet ein.

Ironischerweise halfen ihnen diese Bombardierungen, die ihr Leben unmittelbar gefährdeten, zu überleben. "Zu unserem Glück", erzählt Jacob, "bei jedem dieser Luftangriffe hielt der Zug an und die SS-Leute, die den Zug begleiteten, verschwanden für eine gewisse Zeit. Sie kehrten dann erst wieder, wenn alles wieder ruhig war. Die Erwachsenen unter den Häftlingen im Zug nutzten diese Gelegenheiten und stiegen aus dem Zug, um auf den umliegenden Feldern nach etwas Eßbaren zu suchen. Hauptsächlich konnten sie Steckrüben und Kartoffeln bringen, einmal gelang es aber unserer Mami, in das nahe Dorf zu laufen und Brot für uns zu beschaffen. Bei einer der Bombenangriffe, als der Zug anhielt und die SS-Bewacher geflohen waren, konnten die Häftlinge in dem Waggon der Kinder einen geschlossenen Güterwaggon eines anderen Zuges aufbrechen, der zufällig neben ihnen auf dem gegenüberliegenden Gleis hielt. Zu ihrer großen Freude fanden sie in

diesem Güterwaggon Brot und Behälter mit Kunsthonig. Den ganzen Tag über sättigten sie sich mit Steckrüben mit Honig, bis alles aufgegessen war. Auch Trinkwasser konnten sie sich bei diesen Gelegenheiten beschaffen; sie schöpften es aus den vielen Flüssen, die in der Umgebung flossen. Das Wasser wurde in leeren Konservendosen aufbewahrt, die die deutsche Wehrmacht auf ihrem Rückzug unterwegs fortgeworfen hatte.

Bei den Bombenangriffen der Alliierten wurden Häftlinge verletzt, die aus dem Zug gesprungen waren, als er anhielt. Das Ehepaar Birnbaum hatte ihre Kinder und die anderen, in ihrer Obhut befindlichen Kinder angewiesen, in ihrem Waggon zu bleiben, wenn der Zug hielt und sich unter den Sitzbänken zu verstecken, solange rings herum Explosionsgeräusche zu hören waren.

Einmal verließen die SS-Leute bei einer schweren Bombardierung den Zug absichtlich an einer bestimmten Bahnstation, wo ein anderer, mit Munition beladener Zug stand, damit die Flieger nicht den Munitionszug bombardierten, weil dieser neben dem Zug mit jüdischen Häftlinge hielt. Susi erinnert sich an die Gespräche der Erwachsenen in jener Nacht. Daraus entnahm sie, dass es sicher ihre letzte Nacht wäre. Selbst die kleinen Kinder spürten die furchtbare Angst und als es Zeit war, sich auf den Boden zu legen, wollten Susi und Zvi - von Todesangst ergriffen - sich nicht schlafen legen. "Pappi kam zu uns, legte sich zwischen uns beide und bat uns, gemeinsam das 'Schmah-Israel'-Gebet zu sagen, damit wir uns nicht mehr zu ängstigen brauchten. Der liebe Gott würde uns beschützen. Gleich darauf schliefen wir ein." Als sie morgens aufwachten, wurde es ihnen klar, dass Gott sie tatsächlich beschützt hatte.

Ihre Gewohnheit, sich auf den Boden unter die Sitzbänke im Waggon zu legen, half ihnen mindestens einmal. Susi erzählt, dass einmal nach einem Bombenangriff ein riesengroßer Splitter in der Sitzbank steckte, unter der sie lagen. Außer diesem einzigen Fall - und im Gegensatz zu den anderen Waggonen - wurde wie durch ein Wunder ihr Waggon überhaupt nicht beschädigt und keiner der Häftlinge im Waggon bei Bombenangriffen verletzt.

Einmal hielt der Zug in der Nähe von Wittenberg. Durch die Fenster des Kinderwaggonen konnte man unweit von ihnen einen steckengebliebenen Eisenbahnzug der Wehrmacht sehen. Niemand bezweifelte, dass es sich um einen Zug für die Lebensmittelversorgung handelte. Joshua-Heschel und Mami riskierten

es, auszusteigen und etwas Essen für die Kinder zu besorgen. "Bei dieser Gelegenheit", erzählt Gina, "trafen sie Bekannte meiner Eltern, das Ehepaar Auerbach und ihren einzigen Sohn, Jekutiel, der von Auschwitz nach Bergen-Belsen gekommen war, nur wenige Tage bevor die Häftlinge aus dem Sternlager – unter ihnen Familie Birnbaum und die Eltern des Jungen – abtransportiert worden waren. Mit seinen letzten Kräften gelang es dem Jungen irgendwie, in unseren Zug zu steigen und aus dem Lager zu fliehen. Bis der Zug abfuhr, hielt er sich im Waggon versteckt. Er trug gestreifte Häftlingskleidung und unterschied sich deshalb von den anderen. Für die SS-Aufseher war er ein willkommenes Ziel, denn selbst in den letzten Kriegstagen verfolgten sie die Häftlinge, um sie zu töten. Einmal, als der Zug hielt und die Nazis nicht mehr da waren, traf er seine Eltern. Die große Erregung bei diesem Wiedersehen ist sicherlich allen Überlebenden des Eisenbahnzuges, die dabei zusahen, in Erinnerung geblieben. Der verlorene Sohn fuhr dann im gleichen Waggon mit seinen Eltern weiter. Als die Fahrt zu Ende war, kam er nach Israel. Hier endete seine Lebensgeschichte. 1948, während des Unabhängigkeitskrieges, fiel der Soldat Jekutiel Auerbach.

Ein anderer kleiner Junge, der mit ihnen zusammen im Zugwaggon fuhr, war Rafi, der Sohn von Rabbiner Dasberg. Schon zu Beginn der Fahrt erkannte das Ehepaar Birnbaum, dass das an Fleckfieber erkrankte Kind in kritischem Gesundheitszustand war. Trotzdem wollte das Ehepaar Birnbaum ihn keinesfalls aufgeben. Sie kämpften um sein Leben und hofften von ganzem Herzen, dass ihn seine Kräfte auf der anstrengenden Fahrt nicht verlassen und er wieder gesund werden würde; doch während der Fahrt verschlechterte sich Rafis Zustand und trotz Sonis Bitte wollte der Arzt, der mit ihnen im Zugwaggon war, nicht zu dem sterbenden Rafi hingehen und ihm Hilfe leisten. Rafi starb in den Armen seiner Schwestern. "Damals verstand ich nicht, weshalb der Arzt nicht einmal zu ihm hingehen wollte", sagt Soni, "aber heute weiß ich, dass der Arzt selbst völlig hilflos war; er hatte keine ärztlichen Mittel, keine Medikamente, die er dem Kind geben konnte; und selbst er, der Arzt, konnte dem Rafi nicht helfen". Bei einer der Fahrtunterbrechungen erlaubten ihnen die SS-Aufseher, das Kind zu begraben. Joshua-Heschel konnte ein Leichentuch beschaffen (im Tausch gegen einen halben Laib Brot von Mami) und sie beerdigten das Kind rasch neben dem Bahngleis, bevor

der Zug weiterfuhr. Zvi erinnert sich an diesen traurigen Vorfall und sagt, dass viele Jahre später, im Jahre 1951, der Familienvater aus Israel einen Brief an eine deutschsprachige jüdische Zeitung schrieb, worin er darum bat, ihm und den beiden in Israel lebenden Schwestern und dem Bruder von Rafi Dasberg dabei zu helfen, Rafis Grab ausfindig zu machen, doch es war vergebens.

Joshua-Heschel schreibt darüber:

Das kranke Kind Dasberg litt an akuter Diarrhoe. Ganz still lag er auf der Sitzbank. Seine beiden großen Schwestern waren auch mit uns im Zugwaggon, aber unsere Soni, sie soll leben, die selbst schon sehr geschwächt war, pflegte das kranke Kind Tag und Nacht. Weder der Arzt noch die Krankenschwester, die mit uns im Zugwaggon waren, kümmerten sich um ihn. Wegen des schweren Durchfalls musste er häufig gesäubert werden – was Soni, sie soll leben, tat, ohne sich vor der Ansteckungsgefahr zu fürchten. Die angebliche "Krankenschwester" überließ Soni die Arbeit. Soni tat alles mit Empathie und Liebe.

Ich wusste zwar, dass das Kind in kritischem Zustand war, aber die Tatsache, dass es nicht mehr am Leben war, traf mich überraschend. In dem Zugwaggon neben uns waren Holländer, die einmal zur oberen Gesellschaftsschicht gehörten und im KZ-Lager aktiv tätig gewesen waren. Als der Zug unterwegs hielt, berichtete ich ihnen von dem Tod des Kindes; doch woher nimmt man ein weißes Laken, um darin die Leiche einzuhüllen? Auf einer der Stationen unserer langen Fahrt konnte Mami vom Militär, das dort war, zwei Brotlaibe erhalten. Wir hörten, dass Dr. Nussbaum, der sich in einem anderen Zugwaggon befand und früher einmal Arzt in Magdeburg war, ein solches Laken besaß, in das wir die Leiche des Kindes einhüllen konnten. - Wir hatten freundschaftliche Beziehungen zu ihm und seiner Familie. - Wir baten ihn, uns das Laken zu diesem Zweck zu geben. Er war einverstanden – unter der Bedingung, dass wir ihm einen Teil des Brotes gaben, das Mami von den Soldaten auf der Bahnstation bekommen hatte. Es blieb uns keine Wahl und wir gaben ihm, was er verlangte. Wir konnten ihm auch nicht zürnen, denn auch er war vor Hunger geschwollen. Nachdem wir das Laken erhalten hatten, stiegen ein paar Männer schnell aus dem Waggon, mit Spaten in den Händen, die sie sich vom Lokomotivpersonal geliehen hatten. Wir zeigten auf einen Baum und baten sie, dort zu graben, damit vielleicht in Zukunft die Begräbnisstätte gefunden werden könnte.

Die Männer gruben schnell ein Loch neben dem Baum und dort begruben wir das Kind. An der Beerdigung nahm ein *Minjan* von zehn Männern teil, die das *Kaddisch*-Gebet für den Toten sagten. In letzter Minute konnten sie noch auf den Zug springen, der sich schon in Bewegung gesetzt hatte.

Diese unendlich lange Zugfahrt forderte viele Menschenleben. Sie starben an Typhus und Hunger oder wurden bei Luftbombardierungen getötet. Am Ende der Fahrt hielt der Zug unweit des Dorfes Schipkau in Deutschland stehen. Hier erlaubten ihnen die SS-Aufseher zum ersten Mal, aus den Waggons auszusteigen. Sie befanden sich in einem Dickicht. Geplätscher von Wasser war zu hören und als sie dem Geräusch nachgingen, kamen sie an das Ufer eines Flusses, in dem Wasser floss. Die geschwächten Zugreisenden beugten sich zum Rand des Wassers, erfrischten sich und wuschen ihre Hände und ihr Gesicht in dem glasklaren Wasser. Als es dunkel wurde, zündeten sie dort ein Lagerfeuer an und alle – die Flüchtlinge aus dem KZ-Lager und ihre SS-Aufseher – rückten eng beisammen, um sich am Lagerfeuer zu wärmen. Dieses Beieinandersein von Nazisoldaten und ausgehungerten Juden, die gemeinsam um ein Lagerfeuer herum saßen, war etwas Neues und Sonderbares und verkündete allen die bevorstehende Veränderung. Soni erinnert sich noch, dass einer der deutschen Soldaten Mami Suppenpäckchen aus der Armeeverpflegung gab. Mami kochte die Suppe für alle in einer Blechbüchse über dem Lagerfeuer. Es gab viele Anzeichen dafür, dass das Kriegsende unmittelbar bevorstand; und als die deutschen Soldaten darum baten, dass ein Vertreter von jedem der Zugwaggons dafür sorgen sollte, im Wald Stöcke zur Selbstverteidigung zu sammeln, falls die Russen kämen, war auch der letzte Zweifel beseitigt.

Dort am Fluss, begruben die Lebenden ihre Toten. In Schipkau wurde ein Massengrab gegraben, für die etwa siebzig Häftlinge aus dem Zug, die während der letzten Tage der Fahrt verstorben waren. Soni erzählt, dass in den letzten Jahren an der Stelle des Massengrabes ein Denkmal errichtet wurde. Die deutschen Einwohner des Ortes halten jedes Jahr dort eine eindrucksvolle Gedenkfeier.

Nachdem sie sich am Fluss etwas erholt hatten, waren wieder die bekannten Befehle auf Deutsch zu hören: "Schnell, schnell! "Aufstehen, vorwärts marschieren, wieder in die Zugwaggons einsteigen!". Und der Zug setzte sich wieder in Bewegung und fuhr noch einige Stunden in die Dunkelheit hinein.

Eines Morgens, es war im Frühling 1945, erwachten die Zugreisenden aus dem Schlaf - in eine unbekannte Wirklichkeit: ringsum herrschte vollkommene Stille, eine eigenartige Stille; nur das Zwitschern der Vögel war zu hören, der lautlose Klang der Freiheit.... in der Ferne muhte eine Kuh.....

* * *

Sie begriffen nicht gleich die Bedeutung dieser Stille. Die gequälten, gebrochenen Menschen sahen sich an, anfangs flüsterten sie miteinander, fürchteten noch immer, laut zu sprechen, Aufmerksamkeit zu erregen. Jemand schlug vor, noch etwas abzuwarten, nicht übereilt zu handeln - vielleicht wäre es eine Falle, vielleicht warte man darauf, dass man genau das täte - aus dem Zug aussteigen - und dann.... Doch der Lärm der Bombardierungen war schon lange verstummt, kein Kampfflieger flog mehr am Himmel. Es vergingen fünf Minuten, zehn Minuten, eine Viertelstunde - doch noch immer war das bekannte Brüllen, die groben Reden, die Flüche, die Drohungen, das Trampeln von Stiefeln nicht mehr zu hören; ihre Uniformen, Gewehrkolben waren nicht mehr zu sehen. Nichts, rein gar nichts..... keine Spur von den deutschen Soldaten. Einer nach dem anderen stieg aus den anderen Waggonen, anfangs langsam, vorsichtig, zögernd, einer und noch einer: und dann, als nichts geschah, kamen immer mehr Menschen aus den Waggonen, aus der stickigen Luft und der Enge in die kühle reine Luft draußen, die sie nun tief in ihre Lungen einatmen konnten. Sie wussten bereits, dass die Waggonen, die sie bis gestern wie ein Schlingel umschlossen hielten, die sich immer mehr um ihren Hals zuzog, plötzlich verlassen auf den Gleisen standen, wie etwas das nicht mehr gebraucht wird; doch noch immer hatten sie Mühe, die Stille zu verstehen, sich daran zu gewöhnen, zu begreifen: es ist endlich zu Ende.

Und da stürzten alle auf einmal nach draußen, liefen hinaus in das freie Feld ringsum, und bald darauf, als sie jede Stelle nach etwas Eßbarem absuchten, trafen sie auf Soldaten der russischen Armee., vor denen die deutschen Soldaten geflüchtet waren. Die russischen Soldaten verhielten sich ganz anders: sie unterhielten sich auf Russisch mit den Zuginsassen, die ihre Sprache verstanden. Sie schienen sich menschlich zu benehmen. Anfangs konnte die zehnjährige Susi kaum glauben, dass es Soldaten waren, denn sie sahen ganz anders aus - ihre Uniformen waren anders

als die Uniformen der Nazis, die sie gewohnt waren, als "Soldaten" zu bezeichnen. Und vor allem auch deshalb, weil einige von ihnen, vor allem die Offiziere, - es war kaum zu glauben - Jiddisch sprachen! Wie es sich herausstellte, waren viele Juden unter den Offizieren und Ärzten der Roten Armee. Die russischen Soldaten brachten die Flüchtlinge dann zum Eingang des Dorfes Tröbitz - und schärften ihnen ein: Ihr seid jetzt freie Menschen. Ihr müsst in die Häuser der Deutschen hineingehen - auch wenn sie bewohnt sind - und dort wohnen!"

Erschöpft und ausgehungert gingen die Zugreisenden in das Dorf und mit Genehmigung der russischen Armee gingen sie in die Häuser der deutschen Dorfbewohner, in ihre Stuben und Keller, die mit Lebensmitteln angefüllt waren. Die armen Flüchtlinge konnten sich nicht länger halten, und als sie die Lebensmittelvorräte fanden - in Mengen, die sie seit Monaten und Jahren nicht mehr gesehen hatten - fielen sie darüber her und aßen mit vollem Mund. Einige deutsche Dorfbewohner versuchten, das Tun der Eindringlinge zu verhindern; sie wurden jedoch sofort von den russischen Soldaten ermahnt, ihre Befehle zu befolgen. So mussten sie zusehen, ohne dass sie es wagten, den Mund aufzumachen, wie die Juden ihre Lebensmittel aßen und mit ihrem Eigentum umgingen, als gehöre es ihnen.

"Das erste, was ich tat, nachdem wir aus dem Zug gestiegen waren", erinnert sich Gina, "war, mir ein Fahrrad zu holen, dass ich dort gesehen hatte. Ohne dass ich jemals zuvor Fahrrad gefahren bin, stieg ich auf und fuhr los. Ich lernte es schnell und es half mir, beweglicher zu sein, denn ich war wie alle befreiten Juden damit beschäftigt, überall nach etwas Eßbarem zu suchen."

Auch Henny-Gittel begab sich auf die Suche: Trotz ihrer Schwäche und Ermattung ging sie im Dorf auf die Suche nach einer Behausung, die für ihre große Familie geeignet wäre: für ihre eigenen sechs Kinder und für die anderen vierzig Kinder in ihrer Obhut. Am Dorfeingang fand sie schließlich, wonach sie suchte. Mit Unterstützung der Russen bezog Familie Birnbaum mit ihren sechs Kindern und den vierzig Waisenkindern das Haus, das die Mutter der Familie für sie gefunden hatte. In dem Haus wohnte ein älteres Ehepaar mit ihrer Tochter, die mit einem SS-Mann verheiratet war; außerdem wohnte dort während der letzten Tage des Krieges, als die russische Armee näherrückte, eine weitere Verwandte - ein junges Mädchen namens Waltraud.

Der Vorratskeller im Haus war voll mit Lebensmittelvorräten und Konservendosen, die für den Winter vorbereitet worden waren. Ihr Vater achtete streng darauf, dass niemand von der Familie und keines der Kinder in den Vorratskeller ging und dort aßen, soviel sie konnten. Es war keine Frage von nicht-koscherem Essen. Zwar waren die Nahrungsmittel der Deutschen alles andere als koscher, doch trotzdem der Vater in Bezug auf die Religion und das Einhalten der Gebote sehr genau war, ließ er es wortlos zu, dass sie alle das nicht-koschere Essen aßen. "Unser Pappi war vor allem ein praktischer Mensch und großer Realist", sagen seine Kinder, "er wusste, dass das Leben wichtiger ist als alles andere und um zu leben, muß man essen. alles essen, was es gibt." Mit den dort vorhandenen Lebensmitteln kochte Henny Birnbaum große Mahlzeiten, zu denen sie auch die deutschen Hauseigentümer einlud. Ihre Kinder erinnern sich noch an diese Mahlzeiten. Bis heute können sie nicht verstehen, wie ihre Mutter es fertigbrachte, in verhältnismäßig kurzer Zeit solche sättigenden Mahlzeiten für über fünfzig Personen zuzubereiten.

Die deutschen Hauseigentümer hatten große Angst vor den russischen Besatzern und erhoben keinen Protest. Sie beklagten sich auch dann nicht, als alle fünf sich in einem einzigen Zimmer der zahlreichen Zimmer in ihrem Haus zusammendrängen mussten, während Dutzende Eindringlinge, vor allem Kinder, die übrigen Zimmer in Besitz nahmen. Diese Eindringlinge waren noch dazu Juden. Von Anfang an mochten – gelinde gesagt - die "Gastgeber" keine Menschen dieser Rasse, doch jetzt ergriff sie das Entsetzen, als eine Horde von Menschen dieser Sorte sich ihres ganzen Lebensraums bemächtigte. Wie alle Juden im Dorf bekamen die Geschwister Birnbaum sehr wohl die Abneigung der deutschen Dorfbewohner zu spüren: Mit Haß erfüllten Augen sahen sie die lebenden Skelette an; überall wimmelte es von ihnen. Doch zu der Zeit waren sie und ihre starrenden Blicke kaum noch von Bedeutung. "Unser Äußeres erschreckte sie; wir sahen wie verhungerte Knochengerüste aus; wir waren schmutzig und heruntergekommen. Genauso, wie es die Dokumentarfilme jener Zeit zeigen", erzählt Zvi und lächelt. Sein Lächeln schildert - behutsam wie seine Worte - eine Geschichte von menschlicher Ehre, Vernunft, Kraft und Gleichwertigkeit, die keiner Hülle bedürfen: weder physisch noch materiell oder rassisch.

Für die sechzehnjährige Soni war jedoch der äußere Unterschied zwischen den jüdischen Flüchtlingen und den Dorfbewohnern prägnant und bedeutungsvoll - es gab ihr immer einen Stich ins Herz.

Nach einer gewissen Zeit in dem Haus, stellte die älteste Tochter von Heschel und Gittel fest, dass Waltraud, das junge Mädchen, das als Verwandte der Familie dort zu Gast war, im gleichen Alter war wie sie. Diese Feststellung traf sie wie ein Blitz: "Dieses junge Mädchen sah wirklich wie eine Sechzehnjährige aus; ich dagegen sah wie eine Neunjährige aus", sagt sie, "das war schwer für mich. Ich fühlte plötzlich, dass ich aus einer vollkommen anderen Welt kam, einer Welt fern jeder Zivilisation. Ich wusste zwar immer, dass wir wie Aussätzige, dass wir Häftlinge waren. Doch in diesem Augenblick begriff ich auf einen Schlag, was mir im Gegensatz zu diesem gleichaltrigen gesunden jungen Mädchen alles verloren gegangen war.

Außerdem war ich völlig schockiert über die Freiheit, die uns so plötzlich beschieden war. Ich war verwirrt. Wenige Tage später erkrankte ich an Typhus und diese Krankheit verwirrte mich noch mehr. Wegen der Krankheit war ich von allem abgeschlossen, was um mich herum geschah und so kann ich mich kaum an diese Zeit erinnern".

Die Kindheitserinnerungen des kleinen Sempi kehrten von diesem Zeitpunkt seines Lebens an zum ersten Mal zurück. Alles, was vor der Befreiung geschehen war, hatte er erfolgreich aus seinem Gedächtnis gelöscht. "Vielleicht erst von hier an", sagt er, "beginnt meine wirkliche Biografie.

Dem siebenjährigen Sempi gefiel es in dem Ort. Er liebte das große Haus mit dem Eingangstor, die Hühner, die im Hof umherliefen. Hier gab es wahre Ländlichkeit und viel Freiheit. Das Herz des Kindes, das sich fast immer in der Natur aufhielt, war von dieser Ländlichkeit und Freiheit ergriffen. Bis heute, genau wie damals, gesteht er, bin ich mit allen Fasern meiner Seele mit der Natur und den weit ausgedehnten offenen Flächen verbunden. Auch seine älteren Brüder Jacob und Zvi ließ der Blick auf die weiten, offenen Flächen - sowohl der physischen als auch der seelischen - nicht unberührt.

In den ersten Tagen ihres Aufenthalts in Tröbitz hörten die Jugendlichen, dass sich angeblich in der Umgebung ein Lebensmittellager befände, das die deutsche Wehrmacht dort zurückgelassen hätte. Der damals dreizehnjährige Jacob und der

zwölfjährige Zvi fassten einen Entschluß und handelten sogleich: ohne jemandem ein Wort zu sagen, "liehen" sich die zwei einen Pferdewagen und konnten den verheißungsvollen Lagerraum ausfindig machen. Dort angekommen, beluden sie den Pferdewagen mit vielen guten Dingen: Kartons mit Fleischkonserven, Käse, Eier u.ä. Auf ihrem Rückweg zum Dorf wurden sie mit ihren ganzen Schätzen von Russen angehalten. Es vergingen ein paar Minuten, die ihnen sehr lang schienen. Als die Russen sie und ihre Ladung prüfenden Blicken unterzogen, wurden sie blass vor Angst. Ihre Herzen schlugen wild. Beide hatten schon oft mit eigenen Augen gesehen und wussten genau, was das Ende von Juden ist, die des Diebstahls und Schmuggels bezichtigt werden. Nun blieb ihnen nichts übrig, als das Urteil der Soldaten abzuwarten. Sie fühlten sich sehr hilflos. Vor allem, weil sie nicht erraten, verstehen konnten, über was sich die Soldaten in ihrer seltsamen Sprache unterhielten. Doch nach wenigen Minuten erholten sich die Jungen von ihrem Schreck: Zu ihrem großen Erstaunen verloren die Soldaten jedes Interesse an ihnen und ohne ihnen noch einen Blick zu schenken, gingen sie rasch zum Wagen – nicht zu den im Wagen aufgehäuften Lebensmitteln, sondern zur Deichsel, spannten das Pferd aus und nahmen es mit. Als die Soldaten fortgegangen waren und ihnen den mit Lebensmitteln vollbeladenen Wagen ließen, blickten sich die Jungen fassungslos an und brachen dann gleich in befreiendes Gelächter aus, wobei sie sich gegenseitig auf die Schulter klopfen. Doch nun mussten sie noch ihr Vorhaben zuende bringen. Sie verloren keine Zeit und gingen auf die Suche. Bald fanden sie ein großes Fahrrad, das jemand fortgeworfen hatte. Mit Hilfe des Fahrrads zogen sie den mit Lebensmitteln beladenen Wagen bis nach Hause.

Bei ihrer Ankunft wurden sie von ihren Eltern nicht mit Freude, Lob und Dank empfangen. Jedenfalls nicht gleich; einen ganzen Tag lang waren die Jungen fort gewesen, ohne dass jemand eine Ahnung hatte, wohin sie verschwunden waren. Ihre Eltern hatten sich sehr große Sorgen gemacht. Trotz der Erleichterung und Freude, sie wiederzusehen, wurden die Söhne von ihrem Vater sehr ausgeschimpft. Später jedoch genossen alle die "Früchte" ihrer Initiative. Das Fleisch, das Jacob und Zvi gefunden hatten, war natürlich nicht kosher – und noch dazu Schweinefleisch, doch ihr Pappi erlaubte allen, davon zu essen. Sogar das jüngste der Kinder, Schmuël, erinnert sich noch gut daran. Vor allem erinnert er sich, wie sehr ihm das Dosenfleisch schmeckte – es war eine Art von gekochtem Gulasch. Er aß es gleich

aus der Dose – eine wahre Delikatesse, wie er sagt. Später, als er mehrere Jahre in den Vereinigten Staaten lebte, suchte er dieses Dosenfleisch, das ihm so gut geschmeckt hatte. Versehentlich hätte er beinahe Dosenfleisch gekauft und gegessen, das eigentlich für Hunde bestimmt war.....

In all diesen Jahren zeigte sich die Lebensweisheit des Familienvaters, selbst - oder hauptsächlich - in scheinbar kleinen Dingen. So, zum Beispiel, erlaubte er es den Dutzenden "seiner Kinder" nicht, über das reichhaltige Essen herzufallen, das ihnen plötzlich zur Verfügung stand. Er achtete darauf, dass sie mäßig und zu festen Zeiten aßen. Trotz ihres großen Hungers und der Leiden, die sie durchgemacht hatten, wussten die Kinder bereits, dass es ratsam sei, auf ihn zu hören. Deshalb kam unter den fünfzig Kindern, für die er und seine Ehefrau sorgten, kein einziger Todesfall vor. Solche tragischen Fälle, bei denen die Befreiten an übermäßigem Essen nach langem Hungern starben, gab es unter Vielen, die mit ihnen in das Dorf gekommen waren.

Die ganze Zeit über ließ Herr Birnbaum es nicht zu, dass die Kinder von den deutschen Dorfbewohnern Nahrungsmittel erhielten. Vor allem, wegen seiner Befürchtung vor übermäßigem Essen, aber auch vor verdorbenen Nahrungsmitteln. Es war ihm lieber, dass die Kinder unter seiner Obhut nicht von Fremden gefüttert wurden. Doch die alte Hausbesitzerin hatte den kleinen Heinz Levy besonders lieb gewonnen – Heinz Levy war der "kluge" Junge, von dem Heschel Birnbaum in seinen Erinnerungen erzählte, dass der Achtjährige nach dem Tod seines Vaters, seine sterbende Mutter im KZ-Lager pflegte und fütterte. Heinz war ein reizender und charismatischer Junge. Die alte Frau hatte sich einfach in ihn verliebt und bei jeder Gelegenheit gab sie ihm zu essen. Als der Familienvater ihn eines Tages bei seinem Fehlverhalten ertappte, gab er ihm eine "erzieherische" Strafe: eine Mahlzeit allein, von der Familie entfernt, in einer Ecke sitzend einzunehmen!

Andererseits verfolgte der Vater in all den schweren Jahren eine bestimmte Linie: Auch als die Russen ihnen ihre wöchentliche Fleischrationen gaben, ließ er es ihnen durchgehen. Er selbst rührte die Nahrungsmittel nicht an, doch seine Kinder und alle anderen Kinder unter seiner Obhut wurden von ihm angehalten, die Nahrungsmittel zu essen, damit sie wieder gesund und kräftig werden. Er war es auch, der in einem Kohlenbergwerk, das etwa eine Stunde zu Fuß von dem Haus, in

dem sie wohnten, entfernt war, saubere Duschen und.... warmes Wasser! fand. Er sorgte dafür, dass alle Kinder sich gründlich duschten.

Die Bilder des Todes begleiteten sie auch in Tröbitz, denn viele der beklagenswerten Zuginsassen starben dort – an unkontrolliertem Essen oder an Krankheiten und Erschöpfung. Trotzdem ist den Birnbaum-Kindern, hauptsächlich den jüngeren unter ihnen, diese Zeit als eine Periode voller Licht und Glück in Erinnerung geblieben. Im Hof des unfreiwilligen Gastgebers stand ein ziemlich schöner PKW. Die Kinder schoben ihn gern bergauf, um dann unter Freudenschreien darin den Berghang hinunter zu rasen.

"Es war trotz allem eine etwas glückliche Zeit", sagt Zvi. Seine Schwester Susi ist weniger zurückhaltend: "Es waren meine glücklichsten Kindheitstage", sagt sie. Hier, in diesem malerischen Dorf im Grünen verwirklichten sich die geheimsten Wünsche des kleinen Mädchens, das in ihren Träumen in Bergen-Belsen ihre Flügel ausbreitete und in den dichten Wald, auf der anderen Seite des Stacheldrahts flog. Völlig im Gegensatz zu den Leiden, dem Tod und der entsetzlichen Öde an jenem Ort, umgaben jetzt die zehnjährige Susi die wunderbaren Bilder der Natur, das Blühen und Ausschlagen der Bäume in ihrer ganzen Pracht, die grüne Landschaft, die Fülle an Wasser, die blühende Üppigkeit, die das Herz bis an den Rand füllten. "In der Ferne dehnten sich endlose Weizenfelder aus; im Hof stand ein Kirschbaum in voller Blüte", erinnert sich Susi. "Im Hof der Familie, bei der wir wohnten, liefen niedliche Küken und Federvieh herum; es gab auch andere Nutztiere; lange grüne Beete zogen sich bis zum Fluß hinunter."

Ihr Bruder Zvi nahm sie mit zum Fluß. Susi erinnert sich, dass sie in dem klaren Wasser badeten. Als Zvi einmal im Wasser tauchte, zog er eine Skulptur in Form eines Hitlerkopfes aus dem Flußbett. Die Skulptur war aus Silber oder versilbert. Voller Freude liefen beide schnell zu ihren deutschen Hausbesitzer in der Hoffnung, dass sie sich darüber freuen würden, dass ihr verlorengegangenes Eigentum wiedergefunden wurde. Sehr enttäuscht waren sie jedoch, als die Hausbesitzer mit großem Schrecken die Hitlerskulptur sahen. "Sie drängten uns, die Skulptur sofort wieder in den Fluß zu werden. Schließlich gab ich sie unserem Pappi. Scheinbar", setzt Zvi seine Erzählung fort, "hat einer der Dorfbewohner – vielleicht sogar der Besitzer des Hauses, in dem wir wohnten – beim Einmarsch der Russen befürchtet, dass man bei ihm eine Hitlerskulptur finden könnte und sie in

den Fluß geworfen." Was geschah mit der Skulptur und was tat ihr Vater damit? Zvi hat nicht die leiseste Ahnung.

Die wunderschöne Landschaft, die Natur, die Pflanzen und Tiere, die grünen Felder – all die Bilder, die sich aus den pastoralen Schilderungen der Familienmitglieder abzeichnen, unvergessliche Fleckchen eines Paradieses, die bis heute in ihrer Erinnerung geblieben sind – verschwanden bald: auch sie waren dazu verurteilt, den grausamen Mahlzähnen des Krieges zum Opfer zu fallen. Kurz danach plünderten die Russen die Ställe, die Anpflanzungen und die verschiedenen Feldfrüchte; alles wurde nach Russland gebracht, durch die völlig zerstampften Weizenfelder.

Die russische Armee war durchaus keine kultivierte Armee. Das können alle Überlebenden bezeugen, alle, die den heißersehten Tag der Befreiung erlebten, so auch die Häftlinge in dem von den Russen befreiten Zug. Die Offiziere waren etwas humaner und sorgten dann auch für Nahrungsmittel für die jüdischen Flüchtlinge. Sie sorgten dafür, dass sie zweimal in der Woche Fleischrationen erhielten und dass ihre Kleidung und ihr Kopfhaar desinfiziert wurden. Zu diesem Zweck wurde eines Tages eine Dampfmaschine ins Dorf gebracht. Susi erinnert sich daran, dass sie und Gina sich an diesem Tag stundenlang auf den Feldern versteckten, bis man alle Köpfe abrasiert und desinfiziert hatte. "Doch sonst", sagt sie, "waren alle einfachen Soldaten brutale Menschen. Wohl jeder, der sich an sie erinnert, wird bestätigen, dass die Soldaten der in großer Eile vormarschierenden Roten Armee, die schon lange keine Frau mehr gesehen hatten, sich wie Unmenschen benahmen."

Die sechzehnjährige Soni – in vieler Hinsicht reifer als ihr Alter – war sehr naiv und völlig unaufgeklärt in Bezug auf sexuelle Dinge. Sie verstand nicht, welche Gefahr ihr von den russischen Soldaten drohte, die den ganzen Tag über umherzogen und nach Opfern suchten – vor allem nach leichten Opfern: Junge Frauen und Mädchen. In Gruppen kamen sie ungehindert in die Häuser und suchten nach Mädchen. Sie hatten dabei nur eine einzige Absicht. Ihr Vater passte die ganze Zeit auf sie auf, sehr wohl die Gefahr verstehend, die seinen Töchtern und den anderen Mädchen drohte; er war fest entschlossen, diese Gefahr zu verhindern. Einmal, als russische Soldaten in das Haus kamen und Soni sahen, konnte ihr Vater sie schnell in das oberste Stockwerk des Hauses bringen und die verzückten Soldaten davon überzeugen, dass es sich um eine Elfjährige handelte. Bei dieser

Gelegenheit gab er Soni, seiner Ältesten die erste sexuelle Aufklärungslektion in ihrem Leben. Unter diesen Umständen war ihre Aufklärung geprägt von entsetzlicher Angst. Pappi warnte sie immer wieder in ernstem Ton, dass wenn die russischen Soldaten ihr Gott behüte etwas antun, ihr ganzes Leben lang ein Schandfleck an ihr haften bleiben würde und der Tod leichter für sie zu ertragen wäre als dieser Schandfleck. "Die Wahrheit ist, dass ich nicht ganz verstand, wovon er sprach", gesteht sie, "aber er sagte mir, was er zu sagen hatte und überließ es mir, seine Worte den übrigen Mädchen der Familie zu erklären". Die ernststen Warnungen des Vaters und seine Anweisungen in Bezug auf Vergewaltigungen blieben auch Gina tief im Gedächtnis: "Jedes Mal, wenn die russischen Soldaten in Gruppen ins Dorf kamen, legte mir Pappi rasch ein oder zwei kleine Kinder auf den Schoß. Ich begriff nicht, was er eigentlich von mir wollte", erinnert sie sich.

Die drohenden Warnungen des Vaters und die Anweisungen, die er ihnen gab - bei Gefahr aus voller Kehle zu schreien - erreichten durchaus ihr Ziel. Einige Tage nach dem ersten Vorfall wurde Soni wieder von einem russischen Soldaten im Hof festgehalten. Als sie einen lauten Schrei von sich gab, zückte der Soldat einen Revolver und bedrohte sie, doch Soni schrie mit ganzer Kraft weiter und alle Kinder im Hof stimmten in ihre Hilferufe ein. Es entstand ein einziger großer Schrei. Mami hörte ihn ganz deutlich. Schnell holte die Mutter russische Offiziere, die den Soldaten mitnahmen. So wurde Soni vor einer Vergewaltigung gerettet. Aber anderen jüdischen jungen Mädchen war das Schicksal nicht so gnädig. Auch Waltraud, das deutsche Mädchen, das im gleichen Alter wie Soni war, geriet einmal fast in dieselbe Gefahr. Ihre angstvollen Schreie um Hilfe waren deutlich im ganzen Haus zu hören. Herr Birnbaum ging rasch zu ihr, brachte sie in das oberste Stockwerk des Hauses, wo sich die Kinder aufhielten. Dort stand ein großer Tisch, der bei den großen Familienessen benutzt wurde. Mit Hilfe dieses Tisches, der als Keil diente und auch mit seinem Körper hielt er die russischen Soldaten fern.

Ein anderes Mal, als wieder eine Gruppe russischer Soldaten in das Haus kam und nach "Mädchen" suchte, rief Mami ihnen in den wenigen Worten Russisch, die sie beherrschte, zu: "Das sind Waisenkinder! Ohne Mutter und Vater!" Gleichzeitig schickte sie einen ihrer Söhne zu Frau Bernholz, die Russisch sprach. Sie kam schnell und wusste, was sie zu tun hatte. Sie redete den Soldaten gut zu, erklärte ihnen in ihrer Muttersprache, was diese Menschen und die jungen Mädchen

während des Krieges durchgemacht hatten und bat die Soldaten, von ihnen abzulassen. An diesen Vorfall erinnert sich sogar Schmuël, das jüngste der Kinder. Während der ganzen Zeit versteckte er sich verängstigt und hilflos in einer Ecke und beobachtete die Soldaten im Haus, die Hilferufe seiner Mutter, das Flehen, die bewegten Worte der Frau, in einer Sprache, die er nicht verstand, und die Tränen seiner Mutter und der anderen Frau. Er wusste zwar nicht, um was es ging, fühlte aber dennoch sehr wohl die entsetzliche Gefahr. Die flehenden und erklärenden Worte der Frau rührten anscheinend die Herzen der russischen Soldaten und gewannen die Aufmerksamkeit ihrer Vorgesetzten. Von nun an ließen sie die jüdischen Mädchen in Ruhe.

Die Typhusepidemie wütete auch in Tröbitz und viele Juden erkrankten daran. Verursacht durch die Läuse, die bei allen im Kopfhaar und in der Kleidung nisteten, erkrankten auch einige der Dorfbewohner an der Krankheit. Es gab viele Tote sowohl unter den Juden als auch unter den Dorfbewohnern. Die Russen versuchten, die Verbreitung der Krankheit zu stoppen und gingen jeden Tag von Haus zu Haus und sahen nach, ob es dort Kranke gab. Alle Kranken wurden auf Pferdewagen in ein improvisiertes Krankenhaus gebracht und unter Quantäne gestellt. Zu diesem Zweck diente ein zweistöckiges Gebäude, das ursprünglich von den Arbeitern des örtlichen Kohlenbergwerks bewohnt worden war. Bei ihrer Einlieferung wurden den Kranken die Haare abrasiert, sie wurden mit eiskaltem Wasser geduscht und auf den mit Stroh bedeckten Boden gelegt. In der ganzen Umgebung steckten sich die Bewohner an. Einer nach dem andern erkrankte und wurde unter Quarantäne gestellt. Schließlich wurde auch Familie Birnbaum von der Krankheit betroffen. Zuerst erkrankte Mami und kurz danach – Soni. Beide lagen nebeneinander in einem Zimmer im zweiten Stock des Hauses.

"Als unsere Mami krank wurde, litt sie an Verwirrung. Sie hatte Wahnvorstellungen und Gewaltausbrüche – typische Symptome der Krankheit", erinnert sich Susi. "Pappi bat mich, bei ihr zu schlafen und eines Nachts wachte sie schreiend auf und begann, mich zu würgen, weil sie mich für eine Diebin hielt. Zu meinem Glück kam Pappi und rettete mich."

Gina erinnert sich, dass wegen der Krankheit ihrer Mutter, ihr Vater ihr verschiedene Aufgaben übertrug, die nicht immer angenehm oder leicht waren.

Unter anderem musste sie ihrer kranken Mutter einen Einlauf machen. Ununterbrochen gab ihre Mutter mit Zeichen zu verstehen, dass sie ein Gläschen Alkohol wollte. Manchmal gab ihr der Vater ein Gläschen und das beruhigte sie für eine Weile. Soni hatte die Krankheit schwer erfasst, wie sich später erwies. Sie war zeitweise ohne Bewußtsein. Sie erinnert sich daher an diese Zeit nur lückenhaft. Sie kann sich noch daran erinnern, dass sie vor Fieber glühte und zwei große kräftige Russinnen sie festhielten, sie nackt auszogen und sie unter eine kalte Dusche stießen, wo sie ihr auch den Kopf rasierten. Von da an war Soni bewußtlos. Als sie wieder zu sich kam, benahm sie sich wie eine Irre. Ein Jugendlicher, der neben ihr lag, hielt ihr einen zerbrochenen Spiegel hin und fragte sie, ob sie einen Affen sehen wolle. Als sich Soni im Spiegel sah, war sie derart schockiert, dass sie aus dem Fenster springen wollte. Die Pfleger hatten alle Mühe, sie zu halten, konnten jedoch ihr Vorhaben verhindern. Gina erinnert sich noch gut an diesen Vorfall, der fast mit einer Tragödie geendet hätte. "Eines Tages blickten wir zum 'Krankenhaus' hinüber und sahen zu unserem Entsetzen, dass Soni aus dem Fenster zu springen versuchte. Als wir dann sahen, daß man sie festhielt und vom Fenster herunterzog, atmeten wir erleichtert auf. Sie war tatsächlich in Lebensgefahr gewesen und wurde gerettet".

Als Mami und Soni gleichzeitig unter Quarantäne gestellt waren, machte Mami als erste das "Krisenstadium" durch. Danach kümmerte sie sich um Soni, die noch immer in Lebensgefahr schwebte. Als Soni dann die kritische Phase ihrer Krankheit überwunden hatte, blieb sie weiterhin aggressiv und unberechenbar. Die Kinder hatten Angst vor ihr und ihren Reaktionen. "Soni sang immer falsch und in diesem Stadium ihrer Krankheit wollte sie nur eins: dass wir uns zu ihr setzen und mit ihr singen. So blieb uns nichts anderes übrig, als ihren Wunsch zu erfüllen, doch litten wir sehr dabei", lacht Susi.

Mutter und Tochter wurden wieder gesund und kehrten zur Familie zurück. Es war nur kurze Zeit bevor man Anweisung gab, sich auf die Abreise aus dem Ort vorzubereiten. Über den Hintergrund ihrer Abreise aus Tröbitz erfuhren sie erst später. Sie wussten zwar, dass der Zug, mit dem sie aus Bergen-Belsen gekommen waren, nicht der einzige Zug war, der am gleichen Tag abgefahren war. Er waren drei Eisenbahnzüge gewesen mit jeweils ca. 2500 Häftlingen, größtenteils Holländer, doch auch Ungarn und andere. Alle hatten den gleichen Bestimmungsort:

Theresienstadt. Warum gerade Theresienstadt? Weil man dort 1945 Gaskammern gebaut hatte. Josef Krämer, der Lagerkommandant von Bergen-Belsen, wusste, dass die Alliierten rasch näher kamen und hoffte, zumindest seine Aufgabe zuende zu bringen und die Juden in den Gaskammern zu vernichten – doch schließlich wurden die Gaskammern nicht in Betrieb gesetzt.

Kurz bevor sie aus Tröbitz abreisten, wurde ihnen offiziell mitgeteilt, dass der erste Eisenbahnzug tatsächlich in Theresienstadt angekommen war; der zweite Eisenbahnzug wurde von der russischen Armee in Magdeburg befreit; doch der dritte Eisenbahnzug – ihr Zug, der zwei Wochen zwischen den Frontlinien hin- und herfuhr und unter Beschuss der feindlichen Armeen geriet – war "verschwunden"! Monatlang wusste niemand etwas über das Schicksal dieses Zuges und über das Schicksal von Hunderten Häftlingen. Niemand wusste, dass sie lebten, da die russische Armee es unterließ, irgendeiner internationalen Stelle darüber zu berichten, dass sie einen Zug mit Überlebenden aus Bergen-Belsen befreit hatten. Auch die, die darüber informiert waren, dass es diesen Zug gegeben hatte und dass er abgefahren war, waren nach so langer Zeit fest davon überzeugt, dass alle Häftlinge in dem Zug bei den Bombenangriffen umgekommen wären. Dieser Zug erhielt sogar einen Namen: "Der verlorene Zug"! Diese Situation hätte vielleicht noch einige Zeit weiter angedauert, wenn nicht ein jüdisches Ehepaar eines schönen Tages mit dem Fahrrad in Richtung der holländischen Grenze das Dorf Tröbitz verlassen hätten. Unterwegs trafen sie einen amerikanischen Offizier und erzählten ihm, woher sie kamen. Sie erzählten ihm auch über ihren Leidensweg und die Geschichte des Zuges, der in der Nähe des Dorfes Tröbitz befreit worden war. Von dem Moment an begannen Verhandlungen zwischen den amerikanischen und den russischen Streitkräften. Schließlich wurde die Rückführung der Juden aus Tröbitz nach Holland beschlossen.

* * *

Hier schließt sich der Kreis

Im Jahre 1995 schloss sich Soni Birnbaum einer ersten Gedenkreise an, die Überlebende des "verlorenen Zugs" 50 Jahre nach der Befreiung des KZ-Lagers Bergen-Belsen unternahmen. Die Gedenkreise im Jahre 1995 war die erste von drei Gedenkreisen. In den Jahren 2000 und 2005 nahmen Soni und ihr Ehemann an zwei weiteren Gedenkreisen teil.

Die erste Reise wurde im Rahmen des "Verbandes zum Gedenken der Opfer des verlorenen Zugs" - The Lost Transport's Victims Memorial Society – unter der Leitung von Herrn Hanoch Mandelbaum und Herrn RA Arieh Koretz durchgeführt. Soni war Mitglied des organisatorischen Ausschusses des Verbandes, der bei diversen Stellen, hauptsächlich in Deutschland, um Geldspenden ansuchte. In Abstimmung mit den verschiedenen Stellen wurde die Reiseroute ausgearbeitet. Auf dieser ersten, besonderen Reise wurde Soni von ihrem Ehemann Jeshajahu und ihre Tochter Tamar – die ihre acht Kinder unter der Obhut des Vaters ließ – begleitet.

Den Teilnehmern dieser Gedenkreise, die eine Woche dauerte, standen mehrere Omnibusse zur Verfügung. Der Höhepunkt der Gedenkreise war die Errichtung eines Denkmals in Tröbitz zum Gedenken an die Opfer des "verlorenen Zugs". Ihre erste Station nach ihrer Ankunft auf dem Flughafen Schiphol bei Amsterdam war die Gedenkstätte des Lagers Westerbork in Holland. Von dem Lager dort blieb nur das Haus des Lagerkommandanten Konrad Gemmeker und zwei Eisenbahngleise bestehen. Die Gleise liegen auf 93 Eisenbahnschwellen – zum Gedenken an die 93 Eisenbahnzüge, die von Westerbork in die Vernichtungslager abfuhr. An die aus dem Lager deportierten Juden erinnert eine Gedenkfläche aus Dutzenden viereckiger Pflastersteine – jedes Viereck symbolisiert einen Transport aus dem Lager und ist aus hunderten roter Steine zusammengesetzt, auf denen ein Davidstern zu sehen ist.

Schweigend stiegen dann alle wieder in die Omnibusse ein. Von Westerbork ging die Reise weiter – zu dem nordholländischen Städtchen Veendam und zu zwei benachbarten Dörfern. Wie in vielen anderen Orten gab es hier bis zur Schoah jüdische Gemeinden. Dann fuhren sie weiter über die Grenze zwischen Holland und Deutschland. Herr Schmuël Emanuel ergriff das Mikrofon in ihrem Omnibus und schilderte seine persönlichen Erinnerungen aus Bergen-Belsen. Er erzählte über die Vorkommnisse im Lager nachdem der "verlorene Zug" abgefahren war und was

dann in Bergen-Belsen geschah, als die britische Armee in das Lager kam. Drückende Stille herrschte im Omnibus, als er seine Erzählung beendet hatte. Doch nach und nach standen auch andere auf, griffen zum Mikrofon und ließen Herz und Zunge reden.

"Einige von ihnen hatten fünfzig Jahre lang geschwiegen, nicht mit ihren Kindern über ihre Erlebnisse aus der Schoah-Zeit gesprochen", erzählt Soni. "Ein Mann war in Begleitung seiner drei Kinder gekommen, die bis dahin nichts über die Vergangenheit ihres Vaters wussten. Auch ich sprach über meine Erlebnisse und natürlich über das Werk meiner Eltern. Dann standen mehrere der zweiten Generation auf und erzählten, wie sehr die Erinnerungen ihrer Eltern auf sie gewirkt hatten. Die Eltern von einigen von ihnen hatten ihnen absichtlich nichts erzählt, um keine schweren Eindrücke zu hinterlassen; andere hatten, so wie ich, ihre Kinder am Erlebten teilhaben lassen, vielleicht manchmal sogar etwas zu viel."

Nach kurzem Halt in der Stadt Braunschweig fuhr der Omnibus nach Bergen-Belsen. Unterwegs bat Herr Emanuel wieder ums Wort. Er erzählte eine persönliche Geschichte besonderer Art: Nach der Befreiung des KZ-Lagers traf die britische Armee sehr langsam Vorbereitungen für die Behandlung der vielen Überlebenden; erst ca. drei Wochen nach der Befreiung, während der sich sein Gesundheitszustand täglich verschlechterte, und er ohne Behandlung und ohne Nahrung und unfähig zu gehen auf seiner Pritsche lag, wurde er schließlich in ein großes Militärlager der deutschen Wehrmacht in der Nähe gebracht. Die Kranken wurden dort von gefangenen deutschen Militärärzten und Sanitätern behandelt. In Bezug auf Medikamente und Nahrungsmittel war die Lage im Militärlager sogar noch schlechter als in Bergen-Belsen. Doch zu seinem Glück hatte Emanuel eine besondere Beziehung zu einem deutschen Soldaten, als er ihn um seine "Bibel" bat. Danach betreute ihn der deutsche Soldat mit viel Hingabe, teilte mit ihm seine Ration und rettete ihm das Leben. Mit großer Erregung sah Emanuel einem Treffen mit diesem Mann und seiner Tochter in Bergen-Belsen entgegen. Er war seitdem mit ihm in Kontakt geblieben.

In Bergen-Belsen war man mitten in den Vorbereitungen zu der offiziellen Zeremonie anlässlich des 50. Jahrestages der Befreiung des KZ-Lagers. In der Hauptsache konzentrierten sich die Vorbereitungen auf das große Denkmal, das zum Gedenken an die im Lager Bergen-Belsen umgekommenen Häftlinge aller

Nationen errichtet worden war. Die Gedenkfeier für die Opfer des "verlorenen Zugs" fand neben dem Denkmal für die umgekommenen Juden statt, das ein Jahr nach der Befreiung errichtet worden war. Auf dem Boden des KZ-Lagers selbst blieben nur riesige Massengräber von über zwanzig Tausend Häftlingen, die vor und nach der Befreiung gestorben waren.

Nach einem Rundgang auf der Stätte des Lagers fuhr die Gruppe zu der Eisenbahnrampe, wo der Zug stehen geblieben war. Als sie vor über fünfzig Jahren zum ersten Mal in das Lager Bergen-Belsen kamen, war der Empfang seitens der SS und ihren bissigen Hunden traumatisch. Und von dieser Rampe fuhren sie dann zusammen mit anderen aus dem "Sternlager" im April 1945 ins Ungewisse.

Die Überlebenden dieses Eisenbahnzuges, der als "die Hölle auf Rädern" bezeichnet wurde, kehrten fünfzig Jahre später zurück und standen an eben diesen Gleisen. Heute fuhren auf den Gleisen Waggons an ihnen vorüber, die mit Gütern für NATO-Truppen beladen waren.

In Bergen-Belsen besuchten sie dann noch die Gedenkstätte am Eingang zum KZ-Lager - mit Museum, einer großen Bibliothek und einem Archiv. Dort wurden sie von dem Direktor der Gedenkstätte und seinen Mitarbeitern begrüßt. Zu ihren Arbeitsbereichen gehört die Forschung und Dokumentation der Schoah im Allgemeinen und Bergen-Belsen im Besonderen.

Außer den Besuchsstätten Bergen-Belsen und Tröbitz waren noch einige andere 'Stationen' in den Reiseplan eingeschlossen, darunter Berlin und Potsdam. In Berlin besuchten sie u.a. das Gestapo-Hauptquartier und die Zentrale der SS, den Platz, auf dem vermutlich Hitlers Führerbunker stand, das Brandenburger Tor, das Reichstagsgebäude und Überreste der Berliner Mauer. Am Vorabend zum Holocaust-Gedenktag, gegen Ende der Reise, besuchten sie in Potsdam das prachtvolle Schloss, in dem sich vor fünfzig Jahren Stalin, Truman und Attlee auf der berühmten Potsdamer Konferenz bei Ende des Weltkrieges zu Beratungen getroffen hatten.

Der Höhepunkt der Gedenkreise war der Besuch in Tröbitz. Die Omnibuskolonne fuhr durch die schmalen Straßen des Dorfes, von Polizeischutz begleitet. Als sie mitten im Dorf waren, waren im Bus erregte Ausrufe zu hören: "Das ist unser Haus, das ist das Haus, in dem wir gewohnt haben". Der Omnibus hielt

und alle liefen rasch hinaus, um "ihr" Haus zu suchen. Neugierige Blicke der Einwohner, die aus den Fenstern sahen und auf den Dorfstraßen standen, begleiteten sie.

Das Bedeutungsvollste dieses Besuches und der Reise überhaupt war die unvergessliche Gedenkfeier auf dem kleinen jüdischen Friedhof, auf dem ein Teil der Opfer des verlorenen Zuges, die nach der Befreiung gestorben waren, beigesetzt worden waren. Die Gedenkfeier fand um die Mittagszeit statt, das Wetter war kalt und regnerisch. Der kleine Friedhof war gedrängt voll. Unter die Besucher aus Israel mischten sich viele der Ortsbewohner und Leute von der Presse und den Medien.

Bei der Gedenkfeier wurde eine Gedenktafel enthüllt, auf der die Namen aller Opfer des verlorenen Zuges und der in Tröbitz Verstorbenen – insgesamt 526 Opfer – eingraviert waren. Angehörige der Opfer zündeten Grablichter an und hielten bewegte Ansprachen. Nach dem Gebet für Verstorbene '*El Maale Rachamim*', sangen die tief bewegten Teilnehmer '*Ich glaube*' - '*ani ma'amin*' und die '*HaTikva*'. Am Abend fand im Sportsaal des Dorfes eine festliche Veranstaltung statt. Dabei anwesend waren leitende Persönlichkeiten der Behörden und viele Journalisten. Zum Schluß wurde in zusammenfassenden Worten allen gedankt, die zum Erfolg der Gedenkreise beigetragen hatten. Soni erzählt, dass unter anderen Rednern auch der Bürgermeister von Tröbitz eine Ansprache hielt, worin er sagte, dass die Behauptung "wir wussten nichts davon", die von Deutschen und anderen nach dem Krieg vorgebracht wurde, unwahr und unlogisch sei; er sei damals ein Jugendlicher gewesen und könne bezeugen, dass die Bevölkerung alles sah und alles wusste. Seine Worte waren das genaue Gegenteil von dem, was man von den Einwohnern in der Umgebung von Bergen-Belsen zu erwarten hatte. "Als wir vor einigen Tagen dort waren", erzählt Soni, "versuchten wir, Ortsbewohner, die direkt am KZ-Lager wohnen, zu fragen, was sie von dem Geschehen im Lager wussten und was sie dachten, als sie die Transportzüge sahen, die dort ankamen. Ihre Antwort war natürlich, dass sie keine Transportzüge bemerkten und nichts davon wussten, was sich dort ereignete."

Zu dem Treffen im Sportsaal war auch Heinz Levy gekommen – der Junge, der der Liebling der alten deutschen Frau war, der das Haus gehörte, und der von ihrem Vater bestraft wurde, allein zu essen, weil er seine Anordnung nicht befolgt hatte, kein Essen von der alten Frau zu nehmen. Heinz, der jetzt Mike Loewenthal hieß,

erzählte den Anwesenden von jener "erzieherischen Strafe", die er erhielt – bis heute schmerzt ihn noch dieser Vorfall.

An der Veranstaltung nahm auch eine Enkeltochter des alten deutschen Ehepaares teil. Sie erzählte, dass sie noch in demselben Haus im Dorf wohnt, das das Zuhause der Familie Birnbaum gewesen war. In ihrem Gespräch fragte Soni, was sie von ihrer Großmutter über die damalige Zeit gehört hatte. Die Enkeltochter antwortete, dass ihre Großmutter immer gesagt hätte, es wäre eine schwere Zeit gewesen. Bei jeder Gelegenheit hätte sie das jüdische Kind – Heinz – erwähnt. Sie hatte dieses Kind sehr geliebt und bis zu ihrem Lebensende gehofft, ihn wiederzusehen. Als kleines Mädchen, gestand die Enkeltochter offen, war sie auf dieses kleine anonyme jüdische Kind, nach dem sich ihre Großmutter sehnte, eifersüchtig gewesen. Daher freute sie sich sehr, dass zumindest ihr nun die Gelegenheit gegeben wurde, ihm zu begegnen.

Noch am gleichen Abend sendete das deutsche Fernsehen eine Reportage von der Trauerfeier auf dem Friedhof sowie einen Film über den verlorenen Zug und über Tröbitz. Der Film zeigte Interviews mit Überlebenden, die an der Gedenkfeier teilgenommen hatten, und mit Dorfbewohnern, die damals noch Jugendliche waren.

Soni kehrte zu einem Besuch in das große Haus zurück, wo sie vor fünfzig Jahren mit ihrer Familie gewohnt hatte. Sie erfuhr, dass Waltraud, die Verwandte ihrer Hausbesitzer, noch im Dorf wohnt.

In einem Dokumentarfilm über den verlorenen Zug und Tröbitz, der am Holocaust-Gedenktag während ihres Besuches in Bergen-Belsen vom deutschen Fernsehen ausgestrahlt wurde und der noch vor ihrer Abfahrt zur Gedenkfeier gedreht worden war, erzählten Soni und Waltraud in einem Interview über die damalige Zeit. In dem Film erzählte Waltraud u.a. über den jüdischen Herrn Birnbaum, der sie vor Vergewaltigung rettete, und über Mami, die sie einlud, sich mit ihnen an den Tisch zu setzen und zusammen mit den Kindern die Gerichte zu essen, die sie gekocht hatte.

"Auf unserer letzten Reise im Jahre 2005", erzählt Soni, wurden wir in ein Militärlager in der Nähe von Bergen-Belsen eingeladen. Uns zu Ehren hatte man dort ein großes Festessen vorbereitet, mit gedeckten Tischen und koscheren Speisen. Zu diesem Ereignis war auch ein Teil der britischen Soldaten eingeladen,

die bei der Befreiung des KZ-Lagers im Jahre 1945 beteiligt gewesen waren. Sie trugen ihre alten Uniformen.

Dieses Mal wurden wir von unserer jüngeren Tochter Anat begleitet. Sie führte uns zu einem Platz an einem der Tische. Uns gegenüber saßen ein Mann und eine Frau, die wir nicht kannten. Sie sprachen Englisch. Wir knüpften eine Unterhaltung mit ihnen an. Sie erzählten, dass auch sie in Bergen-Belsen gewesen waren und dass sie Oppenheim hießen. Der Name kam mir bekannt vor, ich konnte mich jedoch nicht erinnern, woher ich ihn kannte. Und dann fragte er: "Und wie heißt ihr?" Ich sagte ihm, dass ich damals Birnbaum hieß. Da sah ich einen Glanz in seinen Augen: 'Von der Kinderanstalt?' – fragte er. Als ich es bejahte, schien er sehr erregt: 'Weißt du', sagte er, 'meine Schwester war bei euch und sie liebte eure Mutter so sehr! Später kamen dann auch wir, mein Bruder und ich, zu euch.' Er erzählte uns, dass er ein Buch geschrieben hätte, das die damalige Zeit dokumentiert. Auch meine Eltern wären in dem Buch erwähnt worden. Das Buch hatte den Titel: *From Bergen to Buckingham Palace*. Er erzählte auch, dass ihm von der Königin eine Auszeichnung für seine Erfolge bei der Herstellung von Automobilen der Luxusklasse verliehen worden sei. Wir blieben noch weiter in Verbindung und seine Schwester besuchte uns in Israel."

Soni ist die einzige der Geschwister, die an derartigen Gedenkfeiern aktiv beteiligt war und noch immer beteiligt ist. "Das ist ein Erlebnis besonderer Art", sagt sie über die Gedenkreisen, "es sind nicht nur die Besuche zu den Gedenkstätten, sondern Anteilnahme an dem Schicksal der Menschen, die mit uns führen. Es war mir klar, dass es keine Vergnügungstour war; ich hatte ein starkes, persönliches Bedürfnis, diese Stätten zu besuchen, *Tehilim* (Psalmen) zu sagen, zum Gedenken an die Umgekommenen und an der Errichtung des Denkmals in Tröbitz teilzunehmen. Manchmal habe ich Schuldgefühle und der Gedanke: Warum bin ich am Leben geblieben – und sie nicht – quält und schmerzt mich. Ich fühle, dass ich diesen vielen Menschen etwas schuldig bin, die mit uns auf dieser Schreckensfahrt waren und denen es nicht vergönnt war, das Licht am Ende der Fahrt zu sehen. Und so ist das wenige, das ich tun kann: Zu ihrem Gedenken beizutragen. Diesem Zweck widme ich nun meine Zeit".